



DAS WALDVIERTEL

Folge
4/5/6
1970

Bauunternehmung

A. Schubrig

Krems/D. Wienerstraße 1

Tel. 32 81 Serie

BAUSTOFFHANDLUNG
SÄMTLICHE ERD-, BAGGER- UND
PLANIERUNGS-ARBEITEN

Herz unter dem Helm

Österreichische Soldatendichtungen im 20. Jahrhundert

In diesem Buche kommen eine Anzahl österreichischer Dichter, bekannte und unbekannt, zu Wort. Ein bunter Querschnitt aus der österreichischen Bevölkerung ist in diesen Dichtern vereinigt. Gelehrte sind unter ihnen und Arbeiter, Lehrer und Bauern. Eines allerdings haben sie gemeinsam: in irgend einem Zeitpunkt ihres Lebens waren sie Soldaten. Und was sie gesehen und erlebt, gedacht und gefühlt haben, das schildern sie in diesem Buche in getragener, dynamischer Sprache, in feierlichen Sonetten oder in einfachen Versen. Und so ist das Buch „Herz unter dem Helm“ eine echte Dichtung des Volkes.

Jeder Kamerad sollte das Buch sein eigen nennen.
Preis S 100.—

Verlag Josef Faber, 3500 Krems a. d. Donau, Obere Landstraße 12, Fernruf 20 02 und 30 40.

Das Waldviertel

Wachauer und Waldviertler Zeitschrift
für Heimatkunde und Heimatpflege

19. (30.) Jahrgang

April-Juni

Folge 4/6

Hans Hakala

Zwettler Straßen- und Hausnummern¹⁾

Dem aufmerksamen Besucher des Stadtamtes Zwettl wird auffallen, daß der Haupteingang außen die Nummer 20, innen jedoch die Nummer 1 führt, und er wird nach dem bekannten „Erkläret mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!“²⁾ wissen wollen, welche Bewandtnis es damit hat.

Alle Dinge haben ihre Geschichte, die Häuser, die Autos, die Bücher, natürlich auch die Hausnummern, und es soll nun versucht werden, ihre Entwicklung aufzuzeigen.

Von Heraklit stammt der Satz, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei³⁾. Wenngleich diese Behauptung ganz sicherlich nicht Allgemeingültigkeit hat, so trifft sie sonderbarerweise im Falle der Hausnummern zu, denn Kriege waren in der Tat der unmittelbare Anlaß zu ihrer Einführung.

Maria Theresia und Friedrich II

Als Maria Theresia nach dem Tode ihres Vaters, des Kaisers Karl VI., 1740 sein Erbe übernahm, sah sie sich einer Welt von Feinden gegenüber, die an der Einheit ihres Reiches zertraten. Ihr größter Widersacher war Friedrich II., der preußische König, der Ansprüche auf Schlesien geltend machte. Nun dreht es sich seit eh und je in solchen Fällen nicht um mehr oder weniger Recht, nicht um Recht oder Unrecht, sondern um die Macht, die militärische Macht, mit der den Forderungen Nachdruck verliehen werden kann. Und in diesem Punkte war Friedrich II. gut daran: Er hatte von seinem Vorgänger, dem „Soldatenkönig“, nicht nur einen konsolidierten Staat und geordnete Finanzen, sondern vor allem ein gut ausgebildetes stehendes Heer übernommen.

Anders verhielt es sich mit dem Heer in Österreich. Es setzte sich zusammen aus den vom Landesfürsten geworbenen Söldnern, einem aus vielen Nationen zusammengewürfelten Haufen, der um Beute und Sold kämpfte und meuterte, wenn das Geld ausblieb und dem Aufgebot der

Landstände. Den Kern der Machtbefugnisse dieser Landstände, bestehend aus den drei Kurien, der Ritterbank, der Prälatenbank ⁴⁾ und der Städtebank bildete das Steuerbewilligungsrecht, und sie gaben ihre Zustimmung zur Vorschreibung und Einhebung von Steuern nur jeweils für ein Jahr.

Die Heeresreform unter Maria Theresia

Nach den ersten militärischen Mißerfolgen ⁵⁾ war Maria Theresia bestrebt, das Heerwesen zeitgemäß zu verbessern. Die Reform erforderte jedoch eine finanzielle Fundierung auf lange Sicht. Nach mehrjährigen und äußerst schwierigen Verhandlungen war es gelungen, den Ständen der einzelnen Kronländer Verträge abzuringen, die Steuern im Voraus für zehn Jahre zu bewilligen. Freilich, bald war jedoch die Zeit der Herrschaft der Stände vorbei und ihr Steuerbewilligungsrecht nur mehr eine Farce ⁶⁾.

Das Ziel der Reform war ein Heer von Rekruten durch Konskription, das heißt durch „Rekrutenaushebung“. Die Ausbildung der Rekruten sollte verbessert, das Nationalgefühl gehoben und dadurch die Kampfkraft gestärkt werden. Da gerechterweise jedes Kronland das seiner Bevölkerungszahl entsprechende Kontingent stellen sollte, war es notwendig, die Einwohnerzahlen bzw. die Zahlen der waffenfähigen Männer zu wissen ⁷⁾.

Seelenbeschreibung und Häuserbeschreibung

Diesem Zwecke diente eine im Jahre 1754 angeordnete und von den Obrigkeiten, das ist von den Grundherrschaften auf dem Lande und den Magistraten der Städte durchzuführende *Seelenbeschreibung* ⁸⁾. Heute nennen wir es Volkszählung und durchgeführt wird sie von den Gemeinden, die es jedoch damals noch nicht gab.

Nun hatte es mit den damaligen Resolutionen, Patenten u. ä. die gleiche Bewandnis wie mit den heutigen Gesetzen, Verordnungen usw.: Kaum sind sie erlassen, suchen diejenigen, die es betrifft, nach Lücken, um sich dem Zugriff, so gut es geht, zu entziehen, was zur Folge hat, daß neuerliche Bestimmungen erlassen werden müssen, um die Mängel zu beseitigen.

Daher folgten noch im gleichen Jahre (1754) zwei weitere Anordnungen. Zunächst wurden die Pfarrherren verhalten, auch ihrerseits Zählungen vorzunehmen und sie mit denen der Obrigkeiten zu vergleichen, um die richtige Bevölkerungszahl zu ermitteln ⁹⁾. Nachdem auch das keine sichere Gewähr geboten zu haben scheint, wurde eine *Häuserbeschreibung* ¹⁰⁾ — heute Häuserzählung — anbefohlen. Wie mißtrauisch man war, erhellt aus der Tatsache, daß diese Zählung beeidet werden mußte. Denn unerschöpflich ist der menschliche Geist, sich auferlegtem Zwange zu entziehen.

Will man allen diesen Handlungen gerecht werden, ist es notwendig, ein wenig genauer hineinzuleuchten in diese Zeit. Es waren die *Grundherrschaften* und die *Magistrate* — heute die *Gemeinden* —, denen immer wieder und immer mehr Lasten aufgebürdet wurden, in Sach- und Geldleistungen, in Kriegs- und Friedenszeiten, und sie mußten sehen, wie sie zurecht kamen. Was nun die Stellung von Rekruten betraf, waren besonders die Herrschaften bestrebt, junge Menschen, tüchtige Arbeiter, nicht zu verlieren. Sie schickten daher Arbeitsunwillige oder

aber Angehörige sogenannter „unehrenhafter Berufe“¹¹⁾ zum Militär. Weil es aber von diesen doch nicht genügend gab, half man sich in der Weise, daß einzelne Häuser, bestimmte Häuser, nämlich solche, in denen waffenfähige Männer wohnten, einfach übergangen wurden.

Zweihundert Jahre Konskriptionsnummern

Dem wurde wieder mit dem Geschichte machenden Hofdekret vom 10. März 1770¹²⁾ begegnet, mit dem eine neue Seelenbeschreibung und eine neue Häuserbeschreibung verfügt wurde. Zum Unterschied von früher jedoch waren diese von Kommissären der inzwischen neu geschaffenen Kreisämter¹³⁾, also von staatlichen Beamten und von Offizieren des Heeres vorzunehmen. Dabei waren die Häuser in **L a u f z a h l** zu nummerieren. Da diese Nummern der Konskription, der Rekrutenaushebung dienten, wurden sie **K o n s k r i p t i o n s n u m m e r n** (KNr.) genannt. Sie haben sich bis auf den heutigen Tage erhalten und so begingen sie am 10. März 1970 **z w e i h u n d e r t j ä h r i g e s J u b i l ä u m**.

Wie ging nun in Zwettl die erste Häusernummerierung vor sich? Man begann damit beim Oberen (Weitraer) Tor mit der Nummer 1 (1970: Ing. Anton), ging die Landstraße abwärts, kein Haus auslassend, einerlei, welcher Herrschaft zugehörig¹⁴⁾, die kurzen Sackgassen hinein bis zur Stadtmauer und wieder heraus und weiter bis zum Unteren (Kremser) Tor. Von da auf der anderen Seite die Landstraße in gleicher Weise weiter, die Plätze und abzweigenden Straßen und Gassen erfassend, wieder hinauf bis zum Oberen Tor und endete dort mit den Nummern 172 (ehemaliges Mauthaus beim Oberen Tor) bzw. 173 (1970: Ratheiser). Das war gleichzeitig die Häuserzahl der durch die Mauer umschlossenen Stadt.

Es war zweifellos beabsichtigt, die Häusernummerierung mit 1. Jänner 1770 offiziell einzuführen, denn in den Matriken der Stadtpfarre Zwettl waren dafür bereits die Vorbereitungen getroffen worden. Mit der Einführung der Hausnummern waren nämlich in den Pfarrbüchern weitere Verbesserungen vorgesehen, wie die mit Bleistift gezogenen und bezeichneten Rubriken erkennen lassen¹⁵⁾. Die gewissenhafte, weil mit persönlicher Verantwortung verbundene Arbeit nahm jedoch mehr Zeit in Anspruch als angenommen worden war, so daß die erste Eintragung nach den neuen Richtlinien erst ein halbes Jahr später, nämlich am 1. Juli 1771 erfolgte¹⁶⁾. Die Geburts-, Tauf- und Sterbebücher der Pfarre Zwettl ermöglichen erst — neben den anderen Daten — durch die Eintragungen der Hausnummern sichere Lokalisierungen der Geschehnisse und lassen ursächliche Zusammenhänge urkundlich einwandfrei feststellen¹⁷⁾. Den großen Fortschritt erkennt man erst aus der Gegenüberstellung mit früheren Eintragungen¹⁸⁾.

Zweierlei Konskriptionsnummern

Ungefähr hundert Jahre nach der ersten Häusernummerierung wurde eine neuerliche in Angriff genommen¹⁹⁾. Diesmal jedoch begann man mit der Nummer 1 im Zentrum (1970: Stadtamt), setzte auf dem Hauptplatz mit den Nummern 2 (zuletzt Pilz, heute nicht mehr vorhanden), 3 (zuletzt Schidloff, 1970 Sparkasse), 4 (1970 altes Rathaus) usw. fort und dann vom Unteren Tor die Landstraße hinauf, immer die Seitengassen erfassend, also die Poschengasse, die Hafnergasse usw. bis zum Oberen

Tor und auf der anderen Seite die Landstraße wieder hinunter und endete mit der Nummer 197 (1970 Weinpolder) beim Unteren Tor. Diese Konskriptionsnummern gelten heute noch.

Kommen in alten Urkunden Hausnummern vor, muß man bei Lokalisierungen darauf achten, aus welchem Jahr sie sind. Wir haben in der Stadt Zwettl zweierlei Konskriptionsnummern, die einen stammen aus 1771, die anderen aus 1876 und beide stimmen in keiner Weise überein ²⁰).

Die arithmetische Reihe, die ununterbrochene Zahlenfolge, war Grundsatz bei der Vergabe der KNr.; die höchste, die letzte Konskriptionsnummer bezeichnete auch die Anzahl der Häuser der Siedlung. Benachbarte Häuser hatten benachbarte Konskriptionsnummern. Das änderte sich jedoch, wenn ein Haus durch Brand vernichtet oder sonstwie zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde. Dann ging die frei gewordene KNr. auf das zeitlich unmittelbar nachher gebaute Haus über. Das hatte zur Folge, daß die Zahlenreihe unterbrochen und das Zurechtfinden erschwert wurde, denn die Nummern hatten zu „springen“ begonnen ²¹).

Orientierungsnummern

Das führte neben anderen Gründen zur Häuserbezeichnung durch Orientierungsnummern (ONr.). Dabei wird jeder Straße und jedem Platz eine eigene mit 1 bzw. 2 beginnende Zahlenreihe zugewiesen. Als Grundsatz gilt: Vom Zentrum zur Peripherie numerieren, und zwar mit ungeraden Nummern auf der linken und mit geraden auf der rechten Straßenseite. Leider konnte man sich in Zwettl nicht von der geschlossenen Zahlenreihe freimachen. Waren nämlich auf einer Straßenseite weniger Häuser, füllte man sie mit den Nummern der gegenüberliegenden auf, so daß einmal ungerade auf die rechte ²²), das andere Mal gerade auf die linke Seite wanderten ²³), so daß schließlich die höchste Orientierungsnummer wieder die Anzahl der Häuser dieser Straße oder dieses Platzes ergab.

Weil man bei der Einführung der Orientierungsnummern nicht ganz auf die Konskriptionsnummern verzichten wollte, boten sie doch durch ihre ununterbrochene Reihe eine wertvolle übersichtliche Hilfe, wurde ein wahrhaft salomonischer Ausweg gefunden: Die ONr. wurden bei den Hauseingängen außen, die KNr. innen angebracht. So hat das Stadtamt Zwettl außen die ONr. (Landstraße) 20, innen die KNr. (Stadt Zwettl) 1.

Neue Straßennamen ²⁴

Im Zuge der Einführung der Orientierungsnummern erfolgte 1892 auch eine Neubenennung von Verkehrsflächen ²⁵). So wurde die Tuchmühlgasse ²⁶) in K u e n r i n g e r g a s s e ²⁷), die Badgasse ²⁸) in B a b e n b e r g e r g a s s e ²⁹) und die Schmiedgasse ³⁰) in H a b s b u r g e r g a s s e ³¹) umbenannt.

Die „Landstraßen“ ³²), einmal unterschieden in die Untere (bis zur heutigen Postkreuzung) und die Obere, fand über die Kaiser-Wilhelm-Straße ³³) zu ihrem alten Namen, zur L a n d s t r a ß e zurück.

Für den ursprünglich großen und freien Dreieckplatz, der später durch Einbauten geteilt wurde ³⁴), sind die Namen Oberer und Unterer Platz ³⁵) überliefert. Aus dem einen wurde der D r e i f a l t i g k e i t s p l a t z mit der aus dem Jahre 1727 stammenden Dreifaltigkeitssäule, aus

dem anderen auf dem Umweg über den Kaiser-Franz-Josef-Platz³⁶⁾ der Hauptplatz³⁷⁾ mit dem Kriegerdenkmal.

Die Poschengasse, schon 1560 so bezeichnet, trug durch Jahrhunderte ihren Namen von einem Adelsgeschlecht, das auf dem „Wurmhof“ (Schulgasse 19: Berger) saß. Sie war ursprünglich eine Sackgasse, wurde 1863 bis zur Hafnergasse verlängert und Neugasse³⁸⁾ benannt. Bei der Neubenennung 1892 wurde aus beiden die Schulgasse nach der in ihr 1871/72 errichteten Bürgerschule.

Aus der Judengasse³⁹⁾ wurde über die Hafnergasse⁴⁰⁾ die Hammerlingstraße⁴¹⁾.

Die Renngasse änderte ihren ursprünglichen Namen in Wagnergasse⁴²⁾, später in Steinbauergaßl⁴³⁾ und heißt seit 1892 Bürgergasse, in der einmal der Pfarrhof stand⁴⁴⁾. In diesem Gebäude verübte Johann Georg Grasel im Verein mit drei Komplizen in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1814 sein größtes Blutverbrechen, den Raubmord an der 66jährigen Anna Maria Schindler⁴⁵⁾.

Die Bürgergasse verbindet die Landstraße mit dem Neuen Markt, der seinen Namen seit seiner ersten urkundlichen Nennung im Jahre 1286 bis heute unverändert behalten hat⁴⁶⁾.

Als nach der Eröffnung der Eisenbahn Schwarzenau — Zwettl im Jahre 1896 auf dem zugeschütteten Stadtgraben die Bahnhofstraße entstand, wurde die Stadtmauer durchbrochen und die Verbindung zum Neuen Markt Berggasse genannt.

Das Obere Tor war mit dem Neuen Markt durch die Postgasse⁴⁷⁾ verbunden, von der die Schergengasse (1560), später Dienergasse⁴⁸⁾ hinunterführte zur Hafnergasse.

1892 wurde sie nach dem Denkmal bei der alten Post in Florianigasse umbenannt. Als jedoch im Jahre 1908 anlässlich der 60. Wiederkehr des Regierungsantrittes des Kaisers Franz Josef das Jubiläumshaus errichtet wurde, wurde die Florianistatue⁴⁹⁾ von dieser Stelle zur Bürgerschule versetzt, wo sie heute noch steht.

Wer aufgeschlossen und mit offenen Augen durch die Stadt Zwettl geht, wird finden, daß hinter den Namen der Straßen und Gassen und Plätze auch Geschichte steht, und mitunter sogar interessante.

Anmerkungen

- 1) Diese Studie bezieht sich nur auf die Altstadt, das heißt auf den durch die Stadtmauer umschlossenen Teil von Zwettl.
- 2) Dieses geflügelte Wort ist umgeformt aus „Und erklärt mir, Oerindur, / diesen Zwiespielt der Natur“ in Adolf Müllners Schicksalsdrama „Die Schuld“ (1813), II/5.
- 3) Georg Büchmann Geflügelte Worte, Buchgemeinschaft Donauland, Wien 1959, S. 61.
- 4) Rittersaal und Prälatensaal im n.ö. Landhaus erinnern heute noch an die einstigen Stände.
- 5) Nach dem Ersten (1740—1742) und dem Zweiten Schlesischen Krieg (1744/45).
- 6) Karl G u t k a s, Geschichte des Landes Niederösterreich, III. Teil, 1959, S. 10 f.
- 7) Friedrich K o z a k, Entstehung und Sinn der Hausnummern, Wien 1963, S. 61 f.
- 8) Hofresolution vom 19. Jänner 1754. In: Cod. austr. Suppl., 5. Teil, S. 834 ff.
- 9) Verordnung vom 16. Februar 1754. Ebd., S. 851.
- 10) Patent vom 2. März 1754. Ebd., S. 856 ff.
- 11) Z. B. die Schinder. Diese wurden von anderen Menschen gemieden, wohnten meist außerhalb der Siedlungen und waren untereinander, wenn nicht verwandt, so doch befreundet, und einer half dem andern. So fand Johann Georg Grasel, der Schindersohn, immer verlässlichen Unterschlupf.
- 12) Cod. austr. Suppl., 6. Teil, S. 1311 f.
- 13) Heinrich R a u s c h e r, Kreisamt und Bezirkshauptmannschaft Krems/Donau, 1753—1850—1950, Krems a. d. Donau, o. J., S. 21 ff. Die Regierung war bisher auf die

- 33) Überstrichen, aber noch gut zu lesen.
 34) 1560 bereits „Am Grötzl“ benannt.
 35) Bei Lokalisierung der Häuser dieser Plätze in den Grundbüchern Tom. 2 und Tom. 3.
 36) Ebenfalls überstrichen und noch gut lesbar.
 37) 1560 „Aufm Platz“. Bei der Verkehrsflächenbenennung sollte man die in der Wissenschaft gebräuchliche Sperrzeit von 50 Jahren abwarten. Der Hauptplatz hieß vier Jahre Dollfußplatz, sieben Jahre Hitlerplatz und zehn Jahre Stalinplatz, wobei festgehalten werden muß, daß diese Benennungen nicht durch Gemeinderatsbeschlüsse nachweisbar sind. Allzu wandelbar ist das Volkes Gunst, auch anderswo ...; vergl. Zaryzin, Stalingrad, Wolgograd.
 38) Daß diese Gasse ursprünglich nicht hier mündete, erkennt man noch an den schwierigen Aus- bzw. Einfahrten bei der Bürgerspitalskirche. Angebaut an sie war das Haus des Hafnermeisters Riegler, dessen Grundbesitz 1862 von der Gemeinde um 2.100 fl. und der vollen Bürgerspitalsgabe auf Lebenszeit angekauft wurde (GP. vom 18. 11. 1862, Punkt 2), aus dem die Neugasse wurde. Den übrigen Gartengrund kaufte der damalige Stadtbaumeister Gareis und erbaute darauf vier Häuser, heute Schulgasse 21, 23, 25 und 26. Das ist auch aus den Bauparzellennummern zu erkennen: 180/1, 180/2, 180/3 und 180/4. Der Gemeinderat beschloß am 19. 3. 1863 (2), daß das Mauthaus beim Oberhofer Tor ehestens gebaut und dazu das Baumaterial des Hafnerhauses verwendet werde. Dazu verfügte das Bezirksamt (damals Bezirkshauptmannschaft und Bezirksgericht in einem), daß es wegen der Feuergefahr nicht mit Schindeln sondern mit Ziegeln zu decken sei (GP. vom 18. 11. 1862, Punkte 2).
 39) 1560 „Judengassen“. 1632 „Juden- oder Haffnergassen“. 1856 ist in Zwetl kein Jude ansässig, denn Bürgermeister Hauensteiner führt in der Gemeinderatssitzung am 27. 11. aus, daß der aus Tutzag stammende Samuel Schidloff der erste Jude sei, der in der Stadt Zwetl einen ständigen Aufenthalt anstrebe.
 40) Der letzte Hafner dieser Gasse, Karl Watschka, hat 1964 sein Gewerbe zurückgelegt.
 41) Der 1830 in Kirchberg am Walde geborene Dichter Robert Hamerling war Sängerknabe in Stift Zwetl und ist daher oft diese Straße gegangen. Nach seinem Tode in Graz im Jahre 1889 wetteiferten die Waldviertler Städte darin, das Andenken dieses Mannes wachzuhalten. Die Hamerlingstraße führt in ihrer Verlängerung durch die Kuenringergasse hinauf zu dem auf dem Statzenberg im Jahre 1915 enthüllten von dem Bildhauer Brandstetter stammenden Hamerlingdenkmal. Vgl. Bruno Brandstetter, die Werke des Bildhauers Hans Brandstetter, Selbstverlag, Graz 1965, S. 28.
 42) und 43) nach Hausbesitzern in dieser Gasse.
 44) Bürgergasse 3 (KNr. 84, Bauparzelle 136; Bugl).
 45) Vgl. dazu: Hans Hakala, Grasels Raubmord in Zwetl anno 1814, in : Zwetler Nachrichten. 1964. Folgen 32, 33 und 34.
 46) Dieses Viertel um den Neuen Markt, begrenzt durch die Florianigasse einerseits und die Stadtmauer auf den drei anderen Seiten, stammt aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und ist eine Erweiterung der Altstadt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Prof. Kl a a r vermutete im einstigen „Dienerhaus“ einen ehemaligen Stadtturm, konnte aber dafür keine Anhaltspunkte mehr feststellen. Die Florianigasse bildete einmal zwischen Oberem Tor und Moserturm die nördliche Begrenzung der Altstadt. Der große Rechteckplatz änderte zeitgemäß seine Funktion: Einmal Schauplatz großer Märkte, derzeit begehrter Parkplatz, soll er in Zukunft die Rolle eines Autobus-Bahnhofes übernehmen.
 47) Die Post war zu Beginn des 19. Jahrhunderts im „Pfannhaus“ (Bahnhofstraße 2) untergebracht. Von dort übersiedelte sie in das Haus Landstraße 32 (1970 Gruber), das Wohnhaus des verdienten Bürgermeisters Hauensteiner, der Erbpstmeister war, und von dort 1901 in das von der Gemeinde errichtete Amtshaus, das 1964 durch Kauf in den Besitz der Post- und Telegrafverwaltung überging.
 48) In ihr wohnte im Hause Florianigasse 2 (1970 Prinz) der „Diener“ (Gerichtsdieners), dahinter war das „Arresthaus“. 1860 ging es von der Gemeinde durch Kauf um den Preis von 1.185 f. öWr. in bürgerlichen Besitz über. Im Hause nebenan, Florianigasse 4 (1970 Wolf) wohnte bis 1840 Kaspar Pomaßl, der Grasel den „Kauf“ bei der Anna Maria Schindler empfahl.
 49) Als 1892 bzw. 1906 in Zwetl die Wasserleitung eröffnet wurde und nur wenige Häuser direkten Anschluß erhielten, diente das Florianistandbild außer den drei Monumentalbrunnen als einer der siebzehn Auslaufbrunnen: die Öffnung im Sockel ist heute noch zu sehen.

Auch im Waldviertel immer mehr beliebt –

NIEDERÖSTERREICHISCHE
Land-Zeitung
 UNABHÄNGIGE BLÄTTER
DES BUNDESLÄNDLICHEN VERLAGSVERBANDS

**FABER
 VERLAG**

Die „Schwarze“ und die „Weiße Braut“ beim Begräbnis Lediger

Das Kapitel „Brauchtum“, besonders das des Jahreslaufes, ist in der zahlreichen Heimatkundeliteratur im allgemeinen recht gut vertreten, wengleich diese in ihrer örtlichen Fixierung durchwegs nur als vorwissenschaftlich betrachtet werden darf, solange ihr der wissenschaftsmethodische Ansatz des Vergleichs und der Versuch einer Klärung der Gegensätzlichkeiten mangelt; (dies unterscheidet den Ethnologen vom Heimatkundler). Um das sogenannte Lebensbrauchtum ist es meist schon wesentlich schlechter bestellt. Hier beschränkt man sich gerne — wenn überhaupt — auf ein naiv-ästhetisierendes Erlebnis der Lebensfreude im Hochzeitsbrauch und sieht es optimal im Rahmen eines besinnlichen Werdens und Vergehens, gelangt aber nie zu einer ganzheitlichen Schau des Volkslebens, zumal wenn man sich mit der Sonntagsseite begnügt. Aber selbst diese ist — ganz zu schweigen von der Durchleuchtung des Alltags — trotz jahrzehntelanger Materialauflese vielfach auch von der Wissenschaft noch gar nicht in ihrer Wesens- und Gesetzmäßigkeit, in ihrer Strukturierung, erfaßt worden — worauf es letztlich ankommen sollte.

Mangels der Erkenntnis der Andersartigkeit in der kulturellen Nachbarschaft entgeht auch der Heimatkunde vielfach die Bedeutung, die rechte Einschätzung, einer positiv festgestellten Tatsache. Dennoch bleibt sie als solche selbstverständlich für die Wissenschaft wertvolle Voraussetzung, wenn sie nicht durch subjektive Deutung verfälscht wird. So hat eine Anzahl niederösterreichischer Heimatkunden¹⁾ — um nach den kurzen, allgemeinen Bemerkungen zum konkreten Thema zu gelangen — ohne weitere Schlußfolgerung vermerkt, daß beim Begräbnis junger, lediger Menschen Brauchgestalten und -elemente in Erscheinung treten, welche dieses vom „gewöhnlichen“ Begräbnis abheben. Auf diese soll im weiteren kurz eingegangen werden, eher im Sinne einer Umfrage, denn als Versuch, die angedeutete Problemstellung zu bewältigen. Das soll einer ausführlicheren Publikation vorbehalten bleiben.

Praktisch in allen Ortschaften des Waldviertels, Weinviertels, Wiener Beckens und des Burgenlandes, in denen ich bislang Erhebungen tätigen konnte²⁾, ist es üblich, daß beim Begräbnis von Burschen wie auch von Mädchen, also Unverheirateten, ein festlich schwarz und ein weiß gekleidetes Mädchen den Sarg begleiten. Die eine oder andere Gestalt kann gelegentlich entfallen, sie können sich aber auch vervielfachen. Für gewöhnlich werden die beiden als „Schwarze“ und „Weiße Braut“ bezeichnet, es gibt aber auch Benennungen wie die „Braut“ für die weiße schlechthin, die „Trauer“ für die dunkle Gestalt, ferner „Trauermadl“ (-mädchen), „Trauerdame“, „Ehrendame“, „Trauer-“ bzw. „Freudenengel“ u. ä. Keine der Gestalten ist, soweit ich sehe, heute hochmodisch trachtlich gekleidet, vielmehr trägt die Weiße ein nicht selten nochmodisches Hochzeits- oder Ballkleid, die Dunkle gleichfalls ein am dernier cri, auf den

heute gerade am Lande im Sinne eines Sozialprestiges großer Wert gelegt wird, mehr oder minder orientiertes Trauerkostüm. Manchmal wird die Gesichtsverschleierung eigens betont, was mir ein Zeichen dafür zu sein scheint, daß sie sonst nicht üblich ist oder eine auffällige Neuerung darstellt („Schleierbraut“ in Pillichsdorf). Zumeist sind beide Gestalten auch durch bestimmte Attribute charakterisiert, die freilich örtlich austauschbar sind. Zunächst trägt für gewöhnlich die Weiße Braut einen kleinen Polster, wie er vielfach im Festbrauch der Präsentation von Ehrenzeichen dient, ein Myrthengesteck, sei es in Form von einfachen Sträußchen, Kränzlein oder einfachen Bügelkronen; daneben sind aber auch einzelne Blumen oder ein regelrechtes Brautbukett in Verwendung. Diesen Dingen entspricht bei der Schwarzen Braut durchwegs eine verloschene Kerze, die während des Begräbnisses gebrochen wird, sofern sie nicht schon vorher stark verbogen wurde. Die Weiße Braut wird üblicherweise von einem Mädchen aus der „Freundschaft“ (Verwandschaft) dargestellt, währenddessen die Schwarze häufig die tatsächliche Braut oder Freundin des Burschen war, besonders dann, wenn er sich im üblichen Heiratsalter befand. Man merkt dies auch an der stärkeren Anteilnahme am Begräbnis. Das Alter des ledig Verstorbenen spielt bei der Durchführung des Brauches insofern eine gewisse Rolle, als man bei jenen, die das Volk als „überständig“ bezeichnen würde, davon eher Abstand nimmt. Bei Kindern im schulpflichtigen Alter ist er jedoch gleichfalls durchaus üblich und nimmt hier manchmal schon den Charakter eines Schülerbrauches an. Es besteht allerdings die Meinung, daß diejenigen, welche die Weiße Braut darstelle, nie mehr eine wirkliche Weiße Braut werde. Zur Bekräftigung dessen wurde mir aus Groß-Engersdorf mitgeteilt: „Die K.-Gerlinde war vor drei Jahren Weiße Braut beim Begräbnis des H.-Fritz. Ihr Freund, der H.-Josef, ist eben ins Zimmer gekommen, als sie gerade mit dem Umziehen als Braut fertig war. Er hat nur ‚Gerlinde‘ gesagt und sie ist zusammengefahren... (Beim Begräbnis trug die Burschenschaft, zu der der Tote gehörte, den Sarg und die Windlichter in Fußballerdreß)... Nach dem Begräbnis sagte man der Gerlinde erst, was es zu bedeuten habe, wenn man als Weiße Braut gehe. Sie sagte nach dem Heimkommen zu ihrer Mutter: ‚Hörst, Mama, i wir ka (ich werde keine) Braut nimmer!‘ Heuer hat der Josef einen tödlichen Motorradunfall gehabt“. Es ist dies übrigens ein typischer Fall der latenten Bereitschaft zur Mythisierung im Volke, auf die mich mein verehrter Lehrer Richard Wolfram mehrfach aufmerksam gemacht hat. Der Bericht grenzt schon fast an den Typus einer Schicksalsage.

Je nach Ansehen und Vermögen der betroffenen Familie werden die Totenbräute dann noch von „Kranzeljungfern“ (Brautjungfrauen) begleitet. Sie flankieren entweder den Sarg oder sind durch Seidenbänder mit dem Polster der Weißen Braut verbunden. Die Eigenart des Begräbnisses ist aber im wesentlichen noch durch die Begleitung der Ortsburschenschaft, der Mädchenschaft („Kameradinnen“) und Vereine (Kirche, Sport) bestimmt. Ihnen obliegt es auch, je nach Geschlecht oder Zugehörigkeit, den Sarg zumindest ein Stück des Weges zum Friedhof zu tragen. Fahren galt früher häufig als undenkbar. In Wolkersdorf folgten sogar die etwa gleichaltrigen Mopedfahrer des Ortes in der Lederweste mit dem Sturzhelm unter dem Arm. Eine Besonderheit stellt jenes Fliegerbegräb-

nis in Tulln dar (Mitt.Kpl.Roth), das so recht das eigentümliche Spannungsverhältnis des Totenbrauchtums zwischen Aktualität und Altertümlichkeit spüren läßt: Jener abgestürzte, junge Heeresflieger wurde wohl von Totenbräuten geleitet, gleichzeitig zog aber auch eine Düsenjägerstaffel über das Grab, als der Sarg versenkt wurde. Eines der Flugzeuge, jenes, an dessen Stelle vormals der junge Soldat flog, stieg dann steil in die Höhe; „es flog so hoch in den Himmel, daß man es nimmer sehen konnte“. Der Brauch soll aus den USA stammen. (Es wäre überhaupt einmal interessant, die pomphaften Schaubegräbnisse der Gegenwart zu analysieren).

Wird der Sarg bei einem Ledigenbegräbnis ins Grab gelassen, sagen die Totenbräute für gewöhnlich Sprüche auf, die durchwegs neueren Datums und das Werk irgendwelcher Ortsintellektueller und -dichter, oft zum konkreten Anlaß, zu sein scheinen.

Ihre Diktion ist vorwiegend durch den Wortschatz und den Stil der poesiefreudigen Jahrhundertwende gekennzeichnet. Von Wöllersdorf ist mir bekannt, daß ein Offizier jenen Spruch verfaßt habe, der zuletzt in Rohrbach (Bgl.) üblich war. Anlaß war eine jener grauenhaften Explosionskatastrophen in der Munitionsfabrik während des 1. Weltkriegs, eine jener „Totenfackeln des Reiches“, wie sie Wildgans im „Kirbisch“ nannte. In Eckartsau lautet der Spruch, den ich als kurzes Beispiel bringe (Mitt. Dir. Sauer):

Nichts Liebes soll uns mehr die Lippe sagen.
Die treue Hand ist starr, ein Auge brach.
Er ist dahin! Wir dürfen nur beklagen,
der Blüte Tod, die schöne Frucht versprach.
Du hast, im Lande ew'ger Ruh geborgen,
des Lebens Rätsel nun erreicht.
Du bist erwacht zum ewig lichten Morgen
vom Traum der Welt. — Dir sei die Erde leicht!

Auch in diesem Zusammenhang wären einmal die Musterbücher der Partezettel-Druckereien zu sichten.

Eine entsetzliche Aktualität gewann unser Brauch auch während der Weltkriege. So berichtet mir eine Gewährsfrau aus Motten, daß es während des II. Weltkrieges Zeiten gab, in denen sie fast jede Woche zu einem Begräbnis eines ledig Gefallenen in der Umgebung als Weiße Braut abgeholt wurde. War der Leichnam im immer wieder genannten Rußland geblieben, so wurden die Sprüche der Weißen und Schwarzen Braut beim Kriegerdenkmal, beim Familiengrab oder auch im Hause des Toten aufgesagt. Ihr Spruch, der wie mancher andere ein wenig an die sonst älteren begräbnisüblichen „Abschiede“ und „Abbitten“ erinnert, lautet (Tonbandabschrift):

Abschied nehm ich, ihr Freunde mein,
zuletzt noch bei dem Grabe.
Mein Leib muß in die Erd hinein,
die Seel ich nicht mehr habe.
Gott weiß allein, wo sie mag sein.
Vielleicht im Fegefeuer.
Bet' all für mich und bittet Gott,
daß er mir wohl verzeihe,
wünsch Gute Nacht der ganzen Welt
und allen, die hier stehen.
Das Los ist auch auf Euch gestellt,
ihr werd' mir bald nachgehen.

Scharrt zu das Grab, so hab ich gar,
was mir die Welt gegeben.
Tragt auf die Seit' die Totenbahr,
ich such ein andres Leben.
Im Himmelsthron bei Gottes Sohn
alldort hoff ich zu wohnen,
bezahlt euch Gott eure Wohltat —
Jesus wird euch belohnen.

Dieser Spruch wirkt m. E. durchaus spätbarock, dafür ist jener Zusatz, der bei Gefallenen hinzugefügt wurde, mehr von den Phrasen seiner Zeit getragen:

Im heißen Kampf im Feindesland
traf dich die Todeskugel.
Die Lieben dein im Heimatland
traf schwer die bittre Kunde:
Den Heldentod fürs Vaterland
bist, Liebster, du gestorben.
Hast mutig du mit tapfrer Hand
den Himmelslohn erworben.
Vergangen ist's gleich einem Traum,
ein Glück, das mir gegeben.
Doch ewig wird, ob Zeit, ob Raum,
dein Andenken leben.
Noch jung und frisch zogst du ins Feld,
zu kämpfen dort als tapfrer Held,
zu opfern dich im Feindesland
für Freiheit, Recht und Vaterland.
Du warst ja stets zum Kampf bereit,
ob früh, ob spät, zu jeder Zeit.
Dein Scheiden war gar viel zu früh,
wer dich gekannt, vergißt dich nie!

Die steigende Zahl von Verkehrsunfällen, die indirekt mit der Wirtschaftskonjunktur kam, erhält unserem Brauch eine traurige Lebendigkeit. Es ist fast zur Regel geworden, daß der eigentliche Brauchanlaß heute schon der Verkehrstod ist, von dem, statistisch gesehen, diese Altersklasse am meisten bedroht ist.

Während des Aufsagens der Sprüche werden auch die Brauchrequisiten ins Grab geworfen. So jene kleinen Hochzeitsgestecke am Polster und am Revers oder Ärmel der begleitenden Burschen. Eine Ausnahme bilden hier und da die besser ausgeführten Totenkronen aus Rosmarin-, Myrthenzweigen und Kunstblumen. Sie können, wenn der Verstorbene einen ausdrücklich ehrensamen Lebenswandel geführt hat, einige Zeit in der Kirche am Seitenaltar oder zuhause im Herrgottswinkel aufbewahrt werden, was aber wegen der schmerzhaften Erinnerung an den Verlust eher abgelehnt wird (Eckartsau). Die Kerzen der Ehrendamen werden hier auch für den Verstorbenen in die Kirche geopfert.



Schon den Altertumsforschern, besonders den Graezisten, ist aufgefallen, daß sich das Begräbnis lediger Menschen von dem anderer in manchem unterscheidet, vor allem, daß hiebei eine Reihe typischer Hochzeitsbräuche mit dem Totenbrauch verbunden werden. So hat man etwa im alten Griechenland den Ledigen jenes typische Wassergefäß aufs Grab gestellt, das gewöhnlich der hochzeitlichen Waschung diente. Bereits 1904 hat Schrader³⁾ die sinnvolle Bezeichnung „Totenhochzeit“ für unseren Brauchkomplex verwendet. Wir können die Erkenntnis der Brauchkon-

tamination Hochzeit-Begräbnis aus unserem Material vollauf bestätigen. Eine Reihe von Bräuchen und Zeichen beim Begräbnis Lediger in der noch zu umreißenen Landschaft gehört primär der Hochzeit zu: Zunächst einmal die Weiße Braut selbst, die durchwegs als „Ersatz“-Braut verstanden wird. Das Begräbnis eines Ledigen gilt allgemein als dessen Hochzeit, der Todestag einer Jungfrau als ihr „Ehrentag“. Die Totenkrone, das Myrthenkränzlein, ist im Grunde genommen die Brautkrone, die allerdings nun in der verloschenen und gebrochenen Kerze (die in unserer Umfrage expressis verbis immer als Sinnbild des verloschenen und gebrochenen Lebens verstanden wird) ihre Entsprechung hat; so steht der Weißen Braut eben auch die Schwarze gegenüber, gleichfalls durchaus als Allegorie des Todes, der Trauer, aufgefaßt. Der oder die Tote selbst werden in hochzeitlicher Kleidung aufgebahrt; dem Kondukt folgen „Kranzjungfrauen“, die Burschen sind durch Myrthenzweiglein als Hochzeiter ausgewiesen (allerdings wird dieser Zweig vielfach nach unten gekehrt). Das Leichenmahl gilt in unserem Falle als Hochzeitsmahl, denn bei ihm muß soviel Geld aufgehen, als ein Hochzeitsmahl oder die Brautaussteuer gekostet hätte. Besonders hier wird auch wieder die starke Verflechtung mit dem Burschenbrauchtum spürbar. Es bleibt auffallend, daß sich unser Verbreitungsgebiet in Ostösterreich stark mit einem der vormals bäuerlichen Burschenschaften deckt.

Was mag aber nun die starke Bindung von Hochzeits- und Totenbrauchtum beim Tod Lediger letztlich bedeuten? Die ersten Kenner der Fragestellung, eben die Altphilologen, sahen im Brauchkomplex zunächst nur die Spiegelung altgriechischer Literaturmotive. Diese Annahme war aber bald mit dem ethischen Vergleich abgetan. Man sah ein, daß einzelne Nachrichten aus dem Altertum, die sicherlich ihrerseits auf Brauchbeobachtungen beruhen, unmöglich von einer derart großräumigen Wirkung sein konnten. Über den Sinngehalt war man sich allerdings schon bei der ersten Feststellung ziemlich im klaren. Die Bräuche beim Ledigenbegräbnis (wie viele bei Begräbnissen überhaupt) sollten offenbar etwas bewirken, sie sind Ausdruck der Jenseitssorge. Man hat zunächst die Absichten vielleicht etwas zu „diesseitig“ gesehen, wenn auch in der rechten Erkenntnis des Volksglaubens, daß der Tote im Jenseits dieselben Bedürfnisse habe wie auf dieser Welt: Der Tote solle auch „drüben“ die Freuden eines Ehelebens genießen können. Für den ostmediterranen Kulturkreis mag diese Meinung teilweise zutreffen, für unseren Bereich möchte ich doch gewisse Vorbehalte anmelden. Eines scheint gewiß zu sein: Das Ledigenbegräbnis ist eine „Ersatzhochzeit“ mit vielen signifikanten Merkmalen der traditionsverbundenen Ehelichung. Der ledig Verstorbene wird gerade noch im letztmöglichen Augenblick getraut. (Wir kennen ähnliche Erscheinungen im alten Rechtsleben). Daß diese Vorstellung bei uns allerdings unter dem Einfluß der Kirche weitgehend abgedrängt wurde, darf nicht Wunder nehmen. Immerhin hat Rom Verwandtes in der Gestalt der „Primizbraut“, wenn auch mit einem anderen geistlichen Überbau, geduldet. Bei unseren Totenhochzeiten wirken aber offenbar noch andere Glaubensvorstellungen — ich möchte meinen, aus einer Altschicht des Volksglaubens — herein. Wir wissen um die Einschätzung der Ehelosen, jener, die das übliche Hochzeitsalter überschritten haben, in der altbäuerlichen Gemeinde. Sie sind, um es auf eine schlichte

Formel zu bringen, den Verpflichtungen nicht nachgekommen, deren Erfüllung die Gesellschaft erwartete. Die Verschuldensfrage ist uninteressant, sie wird auf jeden Fall einer höheren Macht überantwortet und somit irrationalisiert. Den ehelos Gebliebenen eignet eine Sonderstellung und in dieser werden sie der Gesellschaft im Leben und im Tode zur vermeintlichen Gefahr. Die körperlichen und materiellen Umstände des Todes bleiben maßgebend für die des Weiterlebens⁴⁾. Man verheiratete den ehelos gebliebenen Toten zweifellos ursprünglich nicht zuletzt, damit sein Leben der Norm gemäß erfüllt sei, damit er nicht in der „gefürchteten Unrast alles ausgegliederten Einzellebens“⁵⁾ vielleicht zum unheilbringenden Wiedergänger werde.

All diese Meinungen und Bräuche sind in der näheren und weiteren slawischen und magyarischen Nachbarschaft schärfer profiliert⁶⁾. Die Ursache stehe hier nicht zur Debatte, wir können auch nicht näher auf die Entsprechungen zu reden kommen. Erwähnt sei in diesem Zusammenhang bloß die immer wieder zitierte Beschreibung des Begräbnisses eines wohlhabenden, noch nicht christlichen Kaufmannssohnes um 920 in Rußland, die uns der Araber Ibn Fadhlān gegeben hat. Bei den Begräbnisvorbereitungen wurde eine Reihe offenkundiger Hochzeitsbräuche geübt, letztlich folgte aber auch ein als Braut ausstaffiertes und behandeltes Mädchen aus der Begleitung freiwillig dem Vorstorbenen in den Tod; bei den Zeremonien wurde es von einer als „Todesengel“ bezeichneten Frau geführt und von dieser zuletzt auch getötet.

Wir streifen hiemit ein bedeutsames wissenschaftliches Erkenntnis-mittel: Die Wahrnehmung der räumlichen Lagerung eines Kulturgutes. Der Weißen und Schwarzen Braut verwandte Gestalten sind bei den meisten Völkern in der östlichen Nachbarschaft bis hinunter zum Balkan bekannt. Bei uns breitet sich die Erscheinung über eine markante Kulturlandschaft, die im wesentlichen durch eine relativ späte Kolonisation durch Deutsche und die slawisch-magyarische Nachbarschaft gekennzeichnet ist. In Niederösterreich reicht der Brauch zunächst, soviel ich sehe, nur sporadisch über die Donau nach Süden, wechselt dann aber über die Brückenstellung des Marchfeldes und Wiener Beckens ins Burgenland über. Trotz der fremdvölkischen Nachbarschaft, die den Brauch durchwegs kennt, ist eine ethnische Zuordnung des Brauches, wie sie vorschnell zu den Slawen gedacht werden könnte, einigermaßen problematisch. Gerade die Kontaktzone ist im Brauchtum volklich stark deutsch ausgerichtet, sie weist eher auf die vorwiegend mitteldeutsche Herkunft der Siedler zurück. Es bliebe letztlich höchstens die Annahme eines Kultursubstrates oder einer Entlehnung, für die umso mehr spräche, als etwa in der germanischen Literatur, die sich für gewöhnlich gerne in der Beschreibung des Glaubens- und Brauchtümlichen ergeht, m. W. keine Entsprechungen zu unserem Totenbrauch zu finden sind. Allerdings ist heute im gesamten deutschen Volksglaubensbereich die Vorstellung bekannt, daß das Begräbnis Lediger deren Hochzeit bedeute. Diese Vorstellung ist jedoch weitgehend christlich verfärbt und somit auch antikvorderorientalisch überformt: Sie wird zur geistlichen Hochzeit mit Christus und erstreckt sich auch nicht mehr ausschließlich auf die Ledigen, sondern jedes Begräbnis eines Christen. Endgültig fraglich wird aber die ethnische Zuordnung durch den mir vorerst nur vereinzelt bekannten Beleg

einer „Kerzen-“ und einer „Kronenbraut“ aus dem Nassauischen, also von Gestalten, die unseren im Hinblick auf die Attribute völlig entsprechen⁷⁾ dürften. Sie stammen aus jenem westmitteldeutschen Raum, aus dem ein beachtlicher Prozentsatz der hochmittelalterlichen Nachsiedler des deutschen Südostens stammt. Was aber die Fehlmeldungen aus den übrigen deutschen Landen betrifft, bleibt als Möglichkeit zu sagen, daß wir mehrfach Kulturphänomene kennen (etwa die Sagengestalt des Hehmanns, die in dieser Zeitschrift abgehandelt wurde), die im Herkunftsgebiet verschollen sind, sich in der Grenz- und Sekundärlage jedoch lebendig erhielten. Wenn aber die kerndeutschen Lande, zumindest bis ins Hochmittelalter (wenn auch vielleicht nicht in derselben Intensität) den Brauch kannten, können wir hypothetisch mit allem Vorbehalt schließen, daß der Brauch der Totenhochzeit und somit die Gestalten der Totenbräute, die nur in diesem Zusammenhang zu verstehen sind, älter als die heute bestehenden Ethnica sind, also zumindest in die Zeit vor dem Aufscheinen der Slawen und Magyaren in Ost- und Mitteleuropa reichen. Die Totenhochzeit mit einer Reihe ihrer Einzelheiten scheint alteuropäisches Gemeingut zu sein. Ich betone das Hypothetische in meiner Setzung von Bezügen, denn bis zur letzten Klärung der Fragestellung ist noch eine Reihe von Einzelheiten zu beleuchten; nicht zuletzt etwa die Tatsache, daß das Spruchgut kaum über das vorige Jahrhundert weist und daß es erst etwa ab dem 1. Weltkrieg üblich wird „in Weiß“ zu heiraten. Zwischen der Verfallsperiode der niederösterreichischen Tracht im späten Biedermeier und dem Aufkommen einer neuen Hochzeitstracht, eben der weißen mit gelegentlichem Spitzenschleier, liegt eine Phase des städtisch inspirierten Kostüms bei Hochzeiten in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Allerdings scheint es mir durchaus legitim zu sein, auch bei uns für die ältere Zeit eine „Trachtenbraut“ in der ehemals ortsüblichen Hochzeitsgewandung beim Ledigenbegräbnis zu erschließen, nachdem eine solche auch bei unseren slawischen Nachbarn im Altbestand nachweisbar ist, bevor auch hier das Kostüm ältere Formen vor noch nicht gar so langer Zeit verdrängte.

Zur Bekräftigung all dieser Annahmen wird aber nicht zuletzt noch Archivmaterial zu erbringen und die Fragestellung an Nachbarwissenschaften, zunächst vor allem die Mittelalterarchäologie mit ihren Gräberfunden, weiterzugeben sein. Es wird aber auch noch Primärmaterial aus der Feldforschung zu bergen sein, weil sich hiemit immer wieder neue Aspekte zu Wesen und Verbreitung unseres Brauches ergeben. In diesem Sinne will auch der mehr cursorische Bericht vom Stand meiner Forschung verstanden sein. Fragebogen haben ihre Schicksale. Umsomehr würde es mich freuen, wenn meine kurzen Darlegungen, welche die wichtigsten Fragen angeschnitten haben, einige Interessenten erreichen würden, die weitere Nachrichten zu diesem gewiß nicht uninteressanten Thema vermitteln würden.

Anschrift des Verfassers: Univ.Ass. Dr. H. Fielhauer, Institut für Volkskunde der Universität Wien, 1010 Wien I., Hanuschgasse 3.

A n m e r k u n g e n

1) Ich habe mich bei den Zitaten der Kürze wegen auf ein Minimum beschränkt, nachdem eine ausführlichere Arbeit vorgesehen ist. Hier seien nur die Namen Keck (Korneuburg), Schultes (Hohenau an der March), Strasser (Tullnerfeld) und Weinkopf (Waldviertel) genannt.

- 2) Bisher sind mir durch eigene Erhebungen, eine informative Umfrage über das N.O. Bildungs- und Heimatwerk, sowie freundliche Mitteilungen einiger Kollegen, allen voran cand. phil. W. Galler und stud. phil. O. Zaubek, der den Vorbericht für die Zeitschrift Waldviertel angeregt hat, folgende Belegorte bekannt geworden: Niederösterreich: Abschlag, Alland, Almosen, Altenmarkt i. T., Drosendorf, Eckartsau, Gansbach, Germanns, Griesbach, Groß-Engersdorf, Gutenbrunn, Hafnerberg, Haugschlag, Hausbrunn, Heinrichs bei Weitra, Hohenau an der March, Hohenruppersdorf, Holzern, Kirchberg an der Wild, Klein-Pertholz, Kleinstettelsdorf, Kopfstetten, Kottes, Kottlingneusiedl, Litschau, Ludweis, Motten, Mühlbach, Nappersdorf, Neuruppersdorf, Obersdorf, Orth an der Donau, Patzmannsdorf, Pillichsdorf, Plankenboden, Pottschach, Pyhra, Ranzles, Reingers, Riebeis, Riedenthal, Schrems, Schweiggers, Söllitz, Thaya, Tröbings, Tulln, Ulrichskirchen, Unterwaltersdorf, Waasen bei Oberndorf, Wetzelsdorf, Weikertschlag, Wolkersdorf, Wöllersdorf.
Burgenland: Matfersburg, Deutschkreutz, Marz, Stinatz; mittleres Burgenland allgemein (Mitt. Dozent Gaál).
Oberösterreich: mehrere Belege im Grenzbereich zur ČSR (Umsiedler), auch Eferding (alle Mitt. Dr. Egger).
- 3) Schrader Otto: Totenhochzeit, ein Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte zu Jena. Jena 1904. Siehe ferner: Bächtold-Stäubli, Hanns (Hg): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, VIII, Sp. 1068—1071 (Geiger: Totenhochzeit).
- 4) Naumann, Hans: Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie. Jena 1921, S. 39.
- 5) Handwörterbuch, V, Sp. 1009.
- 6) Muslea, Jean: La mort-mariage: une particularité du folklore balkanique. In: Melanges de L'Ecole Roumaine en France. Ie partie, Paris 1925, S. 3—32. Weiters seien wieder nur einige Autoren genannt: Bednarik, Haase, Zelenin, Drobnjakovic, Schneeweis. Auch in den deutschen Sprachinseln findet sich mehrfach unser Brauch (Laube, Lehmann) und reicht im Norden bis Schlesien (Peuckert).
- 7) Hottenroth: Nassauische Volkstrachten, zit. bei Lauffer, Otto: Der volkstümliche Gebrauch der Totenkronen in Deutschland. In: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 26. Jahrgang Berlin 1916, S. 230.

Sepp Koppensteiner

Die Besitzer der Herrschaft Großpertholz

Der erste bekannte Besitzer der heutigen Gutsherrschaft Großpertholz war Udalrich von Stiefern, der auch Güter in Streitwiesen bei Pöggstall, in Gaaden und Arnstein im Wiener Wald hatte. Er galt auch als „Forstmeister“ der Babenberger für ihren Besitz im Wiener Wald. In Maillers Regesten wird ein Udalricus de Steven (Stiefern) 1137, 1150 und 1156 unter den österreichischen Ministerialen und zwar einmal selbst denen von Kuenring vorstehend, genannt.

Im Kampfe zwischen dem Staufer König Konrad III. und dem Welfen-Herzog Wolf am Wallerstein bei Nördlingen im Jahre 1150 hat sich Udalrich so hervorgetan, daß ihm der König ein großes Gebiet im Walde „Wurmbrand“ schenkte. Er wurde so der Nachbar der Kuenringer. Als Grenzen werden angegeben: Isnik (Elexenbach bei Oberkirchen), der am Johannesberg entspringende Maisbach (die dort stehende Burg Hadmarstein wurde 1162 noch als „neu“ bezeichnet), der Labenbach, der nächst der heutigen Papiermühle bei Großpertholz in die Lainsitz mündet und die Lainsitz selbst.

Udalrich teilte jedoch diesen Besitz zwischen seinen beiden Söhnen Berthold und Wikhart. Diese beiden Brüder gaben den Orten Großpertholz und Weikertschlag ihre Namen. Berthold war aber schon 1162 verstorben. Wikhart schenkte in diesem Jahre dem Kloster Lambach ein Gebiet im Walde „Wurmbrand“ — dem heutigen Oberkirchen für das

Seelenheil seines Bruders. Berthold soll in Lambach oder Oberkirchen begraben sein.

Nach Dr. K. Lechners Angaben starb das Geschlecht der Stiefferner am Anfang des 14. Jahrhunderts aus und ihr Herrschaftsbereich scheint in den Besitz der Kuenringer gekommen zu sein. Als Besitzer des Freihofes wird das Geschlecht der Kastner von Großpertholz genannt, das später auch die Feste Wasen bei Unserfrau besaß (Hauer: Heimatkunde des Bezirkes Gmünd). 1351 verkaufte Mert, der Stuchs von Trautmannsdorf sein Gut zu Großpertholz, Reichenau und Voithschlag an Eberhard und Wolf von Dachsberg um 40 Pfund Wr. Pfennige (G.B., Bd. XI. S. 551). 1395 verlieh Herzog Albrecht II. dem Niklas von Pertholz, Burggraf und Landrichter von Weitra einen Wappenbrief. (Hauer: Heimatkd.) 1423 ging das Gebiet an die Starhemberger über, die auf Rappottenstein saßen.

1556 verkaufte Paul Jakob von Starhemberg das Gut um 85.000 fl. an den Freiherrn von Landau und ließ vorher (1556) zu diesem Zwecke eine genaue Guts- und Grenzbeschreibung und ein Urbarium verfassen (Schloßarchiv Rastenberg).

Achatz von Landau teilte den Besitz im Jahre 1590 zwischen seine beiden Söhne Achatz und Hartmann. Ersterer erhielt Rappottenstein und den Freihof Pertholz, letzterer bekam Reichenau am Freiwalde, Sitzenberg und Schickenhof. Achatz von Landau verkaufte jedoch schon am 24. September 1598 den Freihof Pertholz an Sigmund Petschacher von Steinbach. Wegen Überschuldung mußte aber der Freihof samt Brauhaus und Wasserhof (Steinbach) 1605 versteigert werden. Den Besitz erstand der Wiener Handelsmann Hans Leitner. Seine Erben verkauften das Gut am 13. Juni 1635 dem Hans Veith Eder, kaiserlicher Oberaufschläger in Großpertholz. Dieser veräußerte den Besitz am 13. August 1650 an seinen Schwager Rittmeister Ernst von Petschacher. Der verkaufte das Gut am 20. November 1652 an Ferdinand Rudolf von Laysern. Dieser war auch seit 1. September 1648 im Besitz der Herrschaft Reichenau. Hartmann von Landau, der durch die Besitzteilung die Reichenauer Gülden, die Glashütte und die Scheibnerhöfe erhalten hatte, war 1629 gestorben. Erben waren seine beiden Schwestern Katharina, die mit obgenanntem Ferdinand Rudolf von Laysern verheiratet war, und Sophia, Gemahlin Christoph von Laysern (ein Vetter Ferd. Rud. v. Laysern). Dieser administrierte die Herrschaft bis zu seinem Tode im Jahr 1648. Laut Testament 1648 an Ferdinand Rudolf von Laysern. Somit waren Großpertholz und Reichenau nach 62jähriger Trennung wieder vereinigt.

Ferd. Rud. von Laysern verkaufte aber schon am 4. September 1653 den vereinigten Besitz von Großpertholz, Reichenau mit der Glashütte, Wasserhof und Herrenhaus zu Langschlag samt der niederen Jagd an den General — und Reformationskommissär für Niederösterreich und Oberösterreich Grafen Joachim von Windhag um den Preis von 41.000 fl.

Graf Windhag, dessen ursprünglicher Name Joachim Enzmüller war, stammte aus Banenhausen a. d. Güns im bayr. Schwaben. Er war Doktor jur. und phil. und wurde am 21. Juni 1600 geboren. Er besaß bereits 1636 die Herrschaft Windhag, später kaufte er Rosenburg am Kamp, Wolfshofen, Groß Poppen, Rudmanns, Neunzehn, Wurmbach, Kirchstetten und zwei Häuser in Wien. Wegen seiner großen Verdienste um die katholische



Kirche von Weitra im Frühling
orig. Aquarell

H. Haldvogl
1906

Stadtpfarrkirche von Weitra im Frühling
(Nach einem Aquarell von Franz Haldvogl)



„Schwarze“ und „Weiße Braut“
(Kronberg, Niederösterreich)
(Photo: W. Galler)



„Trauerengel“ und „Freudenengel“
(Marz, Burgenland)
(Photo: M. P. Fielhauer)



Totenkronne für einen ledig verstorbenen Burschen
(Hornsberg, Niederösterreich)
(Photo: M. P. Fielhauer)

Kirche und das Land wurde er 1669 in den Grafenstand erhoben. Seinem Wirken ist es zu verdanken, daß Großpertholz wieder zur Gänze zum kath. Glauben zurückkehrte. Nachdem 1656 vorübergehend ein katholischer Seelsorger hier war, erstand ab 1667 wieder ein eigener Seelsorgeposten. Er baute das Schloß um, errichtete die Schloßkapelle zu Ehren des hl. Sebastian und verlegte die Brauerei an eine andere Stelle. Weiters errichtete er 1661 an der Dreiländerecke, wo Niederösterreich, Oberösterreich und Böhmen zusammenstoßen eine Gedenksäule, die die Bildnisse der drei Landespatrone trägt. Obwohl er hier nicht wohnte, hat ihm der Ort viel zu verdanken. Er starb am 21. Mai 1678. Von ihm stammt die „Windhag Stiftung“. Durch seine Witwe Emilie Eleonora, geb. Gräfin Sprinzenstein kamen Großpertholz, Wasserhof und Reichenau an ihre Verwandte Katharina Eleonora, geb. Sprinzenstein. Ihr Gemahl, Graf Leopold von Lamberg, verkaufte das Gut 1685 an Karl von Hackelberg, Herrn von Arbesbach.

Nach Helms Stammtafel der Hackelberge ist dieses Geschlecht alter österreichischer Adel, das vom Land ob der Enns nach Niederösterreich gekommen ist. Sie stammen in einer Reihe ab von Kolomann, der um 1320 lebte. Einer aus dieser Reihe, Sigmund, der um 1482 lebte, nahm nach Landesart den Namen „Häckelberger“ an. Seit 1614 sind sie in Arbesbach, wo Karl von Hackelberg 1643 geboren wurde. Er besuchte das Gymnasium in Padua, studierte Rechtswissenschaft in Jena, Tübingen und Straßburg und machte weite Reisen. Er kaufte die Güter Kronsegg und Schiltern, wo er auch seinen Wohnsitz hatte. Dieser Hackelberg bekleidete hohe, verantwortungsvolle Stellen im Lande. Seine großen Verdienste belohnte der Kaiser mit einer goldenen Ehrenkette und die Stände mit einer Gabe von 6000 fl. Ihm ist es vor allem zu verdanken, daß König Sobiesky mit dem Entsatzheere rechtzeitig vor Wien erscheinen und es aus Türkennot befreien konnte. Er hatte nämlich heimlich bei Krems eine Brücke über die Donau schlagen lassen („Polansteg“ genannt), wodurch das Heer rasch und unbemerkt das Südufer der Donau erreichte. In Großpertholz hat er die schon halb verfallene Kirche wieder hergestellt. Daher waren die zuständigen Stellen damit einverstanden, daß die Seelsorgestation, die bislang Groß Gerungs unterstand, zu einer selbständigen Pfarre erhoben wurde. Gleichzeitig verzichtete mit 8. Dezember 1691 der Pfarrer von Groß Gerungs auf das ihm zustehende Patronatsrecht zugunsten Karl von Hackelbergs. In die neu restaurierte Kirche spendete die Weberzunft zwei neue Altäre (1696 und 1701).

Dieser errichtete 1686 im Walde eine Glashütte, aus der später der Ort Karlstift entstand. 1688 wurde er zum Reichsfrei- und Panierherren erhoben. Nach dem Aussterben der Landau 1708 erhielt er das Recht, deren Namen und das Wappen (ein aufsteigender Löwe und die drei Hirschgeweihe der Landau) zu führen. Das Geschlecht nennt sich seither: Hackelberg-Landau. In seinem Testament bestimmt Karl von Hackelberg Großpertholz und Reichenau als Fideikommiss. Er starb am 17. März 1710. Auch er hatte, wie sein Vater in Schiltern seinen Wohnsitz, doch hatte er viel für Großpertholz getan.

Nach ihm übernahm sein zweiter Sohn Ernst Sigismund den Besitz. Sowohl er als auch seine Gemahlin haben sich um Kirche und Ort Schiltern große Verdienste erworben. Großpertholz verdankt ihm die Errich-

tung der schönen Dreifaltigkeitssäule (1715). In seine Zeit fällt auch der Bau des Pfarrhofes (1724), den Pfarrer Anton Ertl leitete. 1728/1729 wurde das Presbyterium in seiner heutigen Form erbaut. Ernst Sigismund von Hackelberg-Landau starb am 10. Juni 1728. Sein Sohn Karl Josef von Hackelberg erbte das Gut samt den Allodialgütern Kronsegg und Schiltern. Er verkaufte aber letzteres, um die Erbansprüche seiner Geschwister befriedigen zu können, erwarb dafür das Herrenhaus zu Langschlag. Dieser Hackelberger verlegte seinen Wohnsitz nach Großpertholz, was für den Ort einen großen Aufschwung brachte. Am 18. November 1741 fand hier ein Gefecht zwischen französischen Marodeuren und kaiserlich ungarischen Husaren statt. Letztere steckten das Schloß in Brand, um die Ungarn daraus zu vertreiben. Der Kampf wurde im Friedhof, der um die Kirche lag, weitergeführt, wobei zwei Mann getötet und acht verwundet wurden. Dem Brand fielen auch die Familienakten zum Opfer. Am 26. Juli 1758 wurde die durch den Brand zerstörte und wieder hergestellte Schloßkapelle von Cons.Rat Franz Hölztl, Dechant von Kirchberg am Wald, feierlich eingeweiht. 1763 ließ Karl Josef Hackelberg am unteren Ortseingang die Johannesstatue und 1764 auf dem Kirchenplatz die Florianistatue errichten. Diese trägt allerdings bereits den Namen seines Sohnes: „I(ohann) E(hrenreich) F(reiherr) V(on) H(ackelberg) E(t) L(andau).“

Karl Josef von Hackelberg-Landau starb 1776.

Sein Sohn Johann Ehrenreich von Hackelberg-Landau, geb. am 16. Juli 1732, übernahm den Besitz und kaufte Kehrbach und Konrathschlag dazu. Während seiner Zeit und zwar 1779 erfolgte der Bau des Langhauses der Kirche und des neuen Turmes, der drei neue Glocken erhielt. Ein bedeutendes Ereignis war die Gründung der Pfarre Karlstift, die am 2. August 1783 aus der Pfarre Großpertholz ausschied. Johann Ehrenreich von Hackelberg-Landau wurde gelegentlich einer Hochwildjagd zwischen Weikertschlag und Münzbach durch einen Prellschuß, den sein Leibjäger abgab, so schwer verletzt, daß er anderntags am 16. Dezember 1784 starb. An der Unfallstelle wurde ein steinerner Obelisk errichtet.

Sein Sohn Josef Rudolf von Hackelberg-Landau, geb. am 8. Mai 1764 studierte Jus, war erst Hofrat und schließlich Regierungspräsident von Oberösterreich. Da er 1809 in Linz Napoleon den Treueid geleistet hatte, mußte er 1810 seine politische Laufbahn aufgeben. Er war sehr unternehmungslustig, dabei aber wenig erfolgreich. 1800 kaufte er vom Fürsten Schwarzenberg das Schwemmprivilegium auf der Schwarzaist um 400.000 fl, nachdem er die 1794 erworbene Herrschaft Schön und Peterswalde in Böhmen verkauft hatte. Er kaufte weiters das Holzschwemmprivilegium Scharnstein, mußte das Unternehmen aber wieder aufgeben, da das Stift Admont die versprochene Holzmenge nicht liefern konnte. Dann errichtete er auf dem Religionsfondsgut Fall in der Steiermark ein Rad- und Hammerwerk, das aber durch einen Wolkenbruch zerstört wurde. 1805 errichtete er in Langschlag eine Leinwandfabrik und 1810 in Kehrbach eine Tuchfabrik, welche bald wieder eingingen. Das gleiche Schicksal erlitten die 1814 gegründete Pottasche Brennerei sowie die 1816 gegründete Branntwein- und Likörfabrik und 1820 errichtete Essigfabrik in Wien. Der Glashütte in Hirschenstein gliederte er eine Spiegelglas-

erzeugung an, die dank des Hüttenmeisters Robel Tüchtigkeit gut florierte. Hingegen hatte er Pech, als er mit 20 Bergarbeitern Schürfversuche nach Erz in Brennerhof und Angelbach machte.

Durch die vielen Fehlschläge kam er derart in Schulden, daß er sequestriert werden mußte, worauf er die Herrschaft seinem 1789 geborenen Sohn Leopold Franz von Hackelberg-Landau im Jahre 1822 übergab. Dieser heiratete eine geborene Gräfin Appony (geb. 5. Dezember 1791, gest. 30. Jänner 1844). Er wirtschaftete so gut, daß er nach einigen Jahren schuldenfrei war.

1828 kaufte Leopold von Hackelberg vom Bauern Lorenz Nebauer eine Feldparzelle im Ausmaß von 600 Quadratklaftern zur Errichtung eines Friedhofes an Stelle des alten, der um die Kirche lag. 1824 ging über den Ort ein schwerer Hagelschlag nieder, der einen Schaden von 19.457 fl. verursachte.

Leopold von Hackelberg richtete sein besonderes Augenmerk auf die Ausgestaltung und Verschönerung des Schlosses und der Parkanlagen. Er pflanzte um die Kirche im Jahr 1840 Pappelbäume.

In seine Zeitl fiel die Bauernbefreiung, die auch für die Herrschaft und die Kirche große wirtschaftliche Folgen hatte. So erhielt die Pfarre als Ersatz für den dritten Teil des Feldzehentes von den Ortschaften Großpertholz, Reichenau, Angelbach, Steinbach und Weikertschlag, in dessen Genuß der Pfarrer von Großpertholz war, die n.ö. Grundentlastungs-Obligation Nr. 2416 Lit. A. de dato 1. Jänner 1856 per 3640 fl. C. M. Die übrigen Giebigkeiten (Sammlungen von Korn, Hafer, Eier, Diensthäne, Holzhackergeld) wurden abgelöst mit 3018 fl. 50 Kr.

Leopold von Hackelberg-Landau starb 1852 und wurde im Friedhof von Großpertholz in einem gemauerten Grabe beigesetzt.

Nach ihm übernahm sein zweiter Sohn Rudolf von Hackelberg-Landau die Herrschaft (geb. 3. Feber 1816). Großpertholz wurde in diesen Jahren von schweren Bränden heimgesucht. 1865 brannten die Häuser Nr. 20, 23, 24, 25 und 63 nieder, am 8. Feber 1866 die Häuser Nr. 8, 9, 10, 60 sowie der Kirchturm, 1868 die Häuser Nr. 20, 23, 30 und 31.

Der Gutsherr übernahm die restlichen Baukosten des abgebrannten Turmes und kaufte eine neue Turmuhr von der Firma Landacher in Linz um 630 fl. Er baute 1867/1870 die jetzt noch bestehende neugotische Gruftkapelle. 1888 löste er den in Karlstift bestehenden Hochwild-Tiergarten auf. Anlässlich der Verehelichung seiner Tochter Luise mit Reichsfreiherrn Othmar Lazarini-Zobelsberg trennte er Kheirbach und Langschlag vom Gutsbesitz ab und übertrug ihr diesen Allodialbesitz. Er starb am 3. April 1904.

Ihm folgte als Gutsherr sein am 13. Juli 1859 geborener Sohn Doktor theol. Karl von Hackelberg-Landau. Er war Domkapitular zu St. Stephan in Wien. Unmittelbar nach seinem Tode kam die Nachricht, daß ihm die Prälatenwürde verliehen wurde. Er war der letzte männliche Nachkomme seines Geschlechtes. Mit seinem Tode am 13. März 1921 erlosch das Fideikommiss. Er wurde in der Familiengruft zu Großpertholz am 5. Juli 1921 feierlich beigesetzt. Pfarrer Bichler schreibt in der Pfarrchronik über ihn: „ — Er war ein herzensguter Mensch, aber die Zeitverhältnisse waren stärker als er und es ist mancher schöne Plan, den er in seinem Geiste führte, nicht zur Durchführung gekommen. Der Zer-

fall der Donaumonarchie im Jahre 1918, die Revolution, die harten Gesetze gegen Großgrundbesitz und Adel sind ihm nahe gegangen ... Das alles hat dazu sicher viel beigetragen, daß sich ein Herzfehler festsetzte, der schließlich den Tod herbeiführte“. Da das Testament nicht ganz klar abgefaßt war, brach ein längerer Erbschaftsprozeß aus, der mit einem Vergleich endete. Das Fideikommiss bekam seine Schwester, Baronin Luise von Lazarini, während das Allodialvermögen dem Willen des Testators entsprechend, der bischöflichen Mensa zu St. Pölten zufiel. Diesen Allodialbesitz und die Triftanlage kaufte Baronin Lazarini zurück.

Der Waldbesitz wurde 1921 an die Firma Dr. Blasberg aus Düsseldorf verpachtet, die in Brennerhof ein großes Sägewerk und 1922 eine 12 km lange Drahtseilbahn für die Holzzubringung errichtete. Als diese Firma jedoch den ganzen Gutsbesitz kaufen wollte, wehrte sich die ganze Bevölkerung dagegen, weil ein Raubbau an den Wäldern befürchtet wurde. Der damalige Pfarrer und Landtagsabgeordnete Bichler brachte die Angelegenheit sogar vor den Landtag. Letzten Endes entschloß sich die Besitzerin, das Gut an die beiden Brüder Gustav Adolf und Paul Otto Pfeleiderer, Holz-Großindustrielle aus Heilbronn am Neckar am 1. Jänner 1926 zu verkaufen. Diese brachten die etwas zerrütteten Verhältnisse bald in Ordnung und erwiesen sich als gute Wirtschaftler, die das Gut auf eine beachtliche Höhe brachten.

Adolf Pfeleiderer, geb. am 10. September 1877, starb am 20. September 1957. Er ist in Karlstift beerdigt. Paul Otto Pfeleiderer, geb. am 15. Feber 1880, starb am 31. Juli 1960. Er fand in Heilbronn a. N. seine letzte Ruhestätte.

Seither sind ihre Söhne, Theodor und Herbert Pfeleiderer Besitzer der Gutsherrschaft Großpertholz.

BENÜTZTE LITERATUR:

R. Hauer: Heimatkunde des Bezirkes Gmünd, 1952.

Dr. Karl Lechner: Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte, enthalten in: „Das Waldviertel“, Band 7, hrsg. v. Dr. Stepan, 1937.

Stephan Biedermann: Schiltern, Herrschafts-, Pfarr- und Marktgeschichte, Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt, Band VI. Pfarrchronik von Großpertholz (Pfarrarchiv).

Aufzeichnungen von Verwalter Konrad Duntler, Großpertholz (Privatbesitz).

Gottfried Oesterreicher

BUCHHANDEL

KREMS AN DER DONAU, Utzstraße 9

Fernruf 2434

Besorgt caschest alle wo immer angezeigten Bücher

Die Stiftung des Klosters Imbach

Im Vorjahr hätte die Kirche zu Imbach an die vor 700 Jahren erfolgte Gründung des 1782 aufgehobenen Frauenklosters gedenken können. Im Jahre 1269 stiftete nämlich Albero der Truchseß von Feldsberg mit seiner Gemahlin Gisela, der letzten Angehörigen des Geschlechtes der Herren von Orth am Traunsee, das Kloster zu Imbach. Die Urkunde ist datiert vom 1. Mai dieses Jahres. Sie ist in lateinischer Sprache abgefaßt¹⁾. Eine Übersetzung möge ihren genauen Wortlaut wiedergeben:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.

Weil wir nach göttlichem Ausspruch alle sterben und gleich dem fließenden Wasser, das nicht mehr zurückkehrt, dahingleiten und mit dem vergänglichen Leben zugleich unser Gedächtnis schwindet, so ist es notwendig, daß die Gelübde der Vorfahren durch schriftliche Zeugnisse späteren Geschlechtern anempfohlen werden.

Darum sei allen denen, die heute oder später einmal in diese Urkunde Einblick nehmen, kundgetan, daß ich, Albero von Veltsberg, Truchseß von Österreich, auf göttliche Eingebung vor allem zur Ehre Jesu Christi und seiner glorreichen Mutter, wie auch zum Gottesdienst und Mehrung der Andacht der Gläubigen mit meiner Gattin die Errichtung eines Frauenklosters auf eigenem Grund zu verwirklichen gedenke, zum Nutz und Frommen meines und meiner Vorfahren Seelenheil.

Das neuerrichtete Kloster steht unter dem Schutz und Schirm meiner Gattin Gisela wie aller meiner Kinder und anderen Erben auf einem Grundstück in Imbach, das beim Heinrich, genannt Zweymann, gelegen ist und sich bis zum Kremsbach und zum öffentlich angelegten Weg, der an der Grenze des Besitzes meiner Verwandten von Storchbach ist, erstreckt. Sowohl für die Errichtung des Münsters als auch des Klosters und aller anderen nötigen Einrichtungen übergebe ich großherzig einen Obstgarten und einen Grundbesitz, der gemäß meines heiligen Gelöbnisses auch von meinen Verwandten erhalten werden muß. Außerdem gebe ich zur Erhaltung der obgenannten Stätte und der gottgeweihten Dienerinnen die Kapelle in Imbach mit allen ihren Einkünften, eine Mühle im gleichen Dorfe und auch einen Weinberg im Tale zu Stratzing, ebenso das Dorf Sallingberg mit dem Patronatsrecht über die dortige Kirche, die Abgaben auch von drei Freiheiten in Garsental, die meine fromme, selige Mutter Agnes daselbst stiftete, und auch die Kirche in Minster bei Orth (Altmünster am Traunsee) mit allen diesbezüglichen Rechten und

1) Originalpergament, beide Siegel fehlen, im Staatsarchiv Wien. Fehlerhafter Abdruck nach einer Abschrift von 1703 in den „Geschichtlichen Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt“, 2. Blatt, S. 408 f. Im Pfarrarchiv Krems befindet sich eine alte deutsche Übersetzung. Zur Geschichte Imbachs vergl. auch „Geschichtliche Beilagen“ Bd. 11, S. 264 ff. und Bd. 12., S. 421 ff., ferner Chmel, „Der österreichische Geschichtsforscher“, 1838, Bd. 1, S. 533—565 und Bd. 2, S. 559—562. Das Archiv des ehemaligen Klosters Imbach gelangte nach dessen Aufhebung in das Archiv Jaidhof bei Gföhl, von wo es als Leihgabe an das Wiener Staatsarchiv abgegeben wurde.

Einkünften. Damit aber nicht später den obgenannten Nonnen von seiten der Burgleute in Imbach weder am Besitz, noch an der Ordensfamilie irgendwelche Einbuß ihrer Rechte widerfahren könne, übergebe ich die Burg zur Unterstützung bei der Erhaltung des Klosters.

Und daß nicht vielleicht meine Erben, meine Freunde oder Gewalttäter aus Neid und Mißgunst das Patronatsrecht sich streitig machen, sei es durch Aufhebung oder gewaltsame Einwirkung eines anderen, oder unter welchem Titel immer die Ruhe der vorgenannten Stiftung oder der gottgeweihten Nonnen gestört werden sollte, will ich gemäß meinem Willen alles als rechtskräftig für mich und meine Nachkommen erhalten wissen. Daß aber diese meine Stiftung unverehrt und unveräußerlich erhalten bleibe, will ich das durch mein Sigilum und das des Heterich, meines seligen Vettters von Orth, dessen sich meine Gattin bedient, und ebenso durch die Namen folgender unterfertigter Zeugen bekräftigen: Frater Heinrich, Prior der Dominikaner in Wien, und dessen Mitbruder Frater Dietrich, Herr Engelchalk, Pfarrer in Feldsberg, ebenso die Dienstmannen Herr Heinrich Reschlo, Herr Harting, Herr Otto von Feldsberg, Herr Otto von Schrattenberg und andere mehr. Diese Urkunde wurde ausgefertigt im Schloß zu Feldsberg anno Domini 1269 1. Mai

Diese Abschrift wurde mit dem echten, vollständigen Original als in allem und einzelnem übereinstimmend übertragen. Gefertigt zu Krems am 1. August 1703

Johannes Lorenz pleno titulo Stadtschreiber der kaiserlichen Städte Krems und Stein zu treuen Händen.“

Fassen wir kurz die Kernsätze der angeführten Urkunde zusammen. Albero von Feldsberg stiftete in Imbach ein Frauenkloster. Zu seiner Errichtung wurde ein Grundstück bestimmt, das einerseits vom Haus des Heinrich Zweimann und anderseits vom Kremsfluß und jenem Teil der öffentlichen Straße, der sich beim Haus der Storchenbach befand, begrenzt wurde. Damit niemand die Nonnen belästigen könne, erhielten diese die Erlaubnis, die Burg zu Imbach abzubrechen und ihre Steine als Baumaterial für Kirche und Kloster zu verwenden. Er wies ferner seiner Stiftung zu deren weiterer Erhaltung Einkünfte und Rechte zu und sicherte diese für künftige Zeiten.

An dieser Stiftung beteiligte sich auch Alberos Mutter Agnes, die drei Pfund jährliche Einkünfte zu Garsental, das ist Garsenthal im Bezirk Feldsberg, hinzugab.

Kloster Imbach wurde weiters für 12 Nonnen aus dem Orden des heiligen Dominikus gestiftet, deren Herkunft aber unbekannt ist. Die Nonnen ließen die Pfarren Imbach und Sallingberg durch Weltpriester versehen.

Bemerkenswert ist noch, daß Albert von Feldsberg bald nach der Abfassung und Bestätigung des Stiftsbriefes verschied, schon am 5. Juli 1269 erscheint seine Gattin Gisela als Witwe. Sie war schwer krank, der Stiftung ihres Gatten erwies sie sich als wohlthätige Gönnerin.

Drei Jahre später, 1272, bestätigte im Dezember Papst Gregor X. von Rom aus dem Kloster Imbach seine Besitzungen und nahm beides in seinen Schutz.

Ein Kindesmord-Prozeß aus dem 18. Jahrhundert

Vor mir liegt ein sorgfältig verschnürter Aktenfaszikel, der folgende Bezeichnung trägt: „Criminal-Process. Mit der in puncto Prolicidii bey dem Freyen Landgericht der Excellenz Bartenstein'schen Herrschaft Rastenberg ingeleghen Theresia Resch in. Executiert den 31. Martij anno (1)757.“

Es handelt sich in diesem Falle um einen Kindesmord (prolicidius), den die vierzigjährige Dienstmagd Theresia Resch an ihrem neugeborenen Kinde begangen hat. Der gesamte Kriminalakt besteht aus der Anzeige des Dorfrichters, der Einvernahme der Beschuldigten und des Kindesvaters, sechs Zeugenaussagen ehemaliger Dienstgeber der Beschuldigten, den Gutachten von zwei Wundärzten und einer Hebamme, dem rechtlichen Gutachten von sechs Wiener Juristen und dem Schrankenurteil. Obwohl das Protokoll der ersten „gütlichen“ Einvernahme der Delinquentin fehlt, so ergibt sich trotzdem ein vollständiges Bild dieser menschlichen Tragödie, die nach einem objektiv geführten Kriminalprozeß mit der Vollstreckung des Todesurteils an der Beschuldigten endigte.

Theresia Resch stammte aus Brand (Ger.Bez. Zwettl), wo sie um 1717 geboren wurde. Da das erste Verhörprotokoll fehlt, ist über ihre Abstammung nichts Näheres angegeben. Vielleicht war sie unehelicher Geburt, zumindest stammte sie aus sehr ärmlichen Verhältnissen, da — wie die Protokolle ergaben — keine Mittel zu einer Heirat, wie Mitgift und dergl. — vorhanden waren. Mit ungefähr 29 Jahren trat sie ihren ersten Posten als Viehmagd bei dem Leinweber Paul Wagner in Sprögnitz (Ger.Bez. Zwettl) an. Sie blieb dort ein Jahr, kündigte und trat dann zum erstenmal in den Dienst von Johann Georg Krenn in Peygarten (Ger.Bez. Gföhl), welches damals zur Herrschaft Ottenstein gehörte. Auch hier hielt sie es nur ein Jahr aus und wechselte ihren Dienstposten zu Lorenz Schiller in Klein-Schönau (Ger.Bez. Zwettl), wo sie zu Weihnachten 1748 gekündigt wurde, weil sie „grob in der Kost gewesen“ war, wie es in der Zeugenaussage hieß. Hernach diente sie ein Jahr lang bei Ferdinand Pfeffer in Nieder-Waltenreith (Ger.Bez. Zwettl) als Viehmagd und ging in derselben Eigenschaft zu Michael Wändl in Werschenschlag (Ger.Bez. Zwettl), wo sie es immerhin drei Jahre bis 1752 aushielt. Das Jahr 1753 verbrachte sie neuerlich im Dienst des Johann Georg Krenn zu Peygarten, um dann ihren letzten Arbeitsplatz bei dem Hofbauer Michael Wändl in Hirschenschlag (Ger.Bez. Zwettl) vermutlich ein Verwandter des Vorigen, anzutreten. Es ist bemerkenswert, daß Theresia Resch in elf Jahren siebenmal ihren Dienstplatz wechselte, wobei sie fast immer selbst kündigte, wie die Zeugenaussagen ergaben. Bei ihrem letzten Dienstherrn, einem 61jährigen Bauern, scheint sie sich am wohlsten gefühlt zu haben, da sie noch zu Weihnachten 1756 ihren Dienstvertrag um ein Jahr verlängert hatte. Übereinstimmend gaben alle Zeugen an, daß sie sich stets treu, willig ehrbar, gottesfürchtig und gut verhalten habe. Michael Wändl in Hirschenschlag fügte seiner Zeugenaussage noch hinzu, daß er „alles

Gute wissend sei“ und ihr mehr als allen anderen Dienstboten vertraut habe. Er hatte auch weder eine Veränderung ihrer Figur noch etwas von ihrer heimlichen Niederkunft bemerkt.

Auf ihrem letzten Dienstplatz in Werschenschlag ereilte sie ihr Schicksal in der Person des 24jährigen Michael Z e h e n d t h o f f e r, der seit Weihnachten 1756 in der Höppel-Mühle zu Hirschenschlag als Knecht diente. Vorher stand er im Dienst des Josef Mayr im selben Ort. Auch er stammte aus ärmlichen Verhältnissen und wurde um 1733 in Groß-Nondorf (Ger. Bez. Ottenschlag) geboren. Seine Eltern Bernhard und Susanne Zehendthoffer, an der Stainmayr-Mühle zu Groß-Nondorf bedienstet, hatten ihn schon als kleines Kind in den Dienst fremder Leute geben müssen. Freimütig und ohne Zwang bekennt er vor den Untersuchungsrichtern, daß er Theresia Resch gerne gehabt habe und sie heiraten wollte, wenn es die wirtschaftliche Lage erlaubt hätte. Er habe sich vor Ostern 1756 mit ihr näher eingelassen und, als sie sich in anderen Umständen befand, ihr zugeredet, das Kind auszutragen. Auf mehrmaliges, eindringliches Befragen bekannte er immer wieder, ihr dringend von einer geplanten Ermordung des Neugeborenen abgeraten zu haben. In allen wesentlichen Fragen stimmten seine Antworten mit denen der getrennt einvernommenen Angeklagten überein.

Theresia Resch schildert während ihrer 2. Einvernahme auf 50 „gütliche“ Fragen ziemlich ausführlich wie es zur Geburt des Kindes und zu dessen Ermordung kam. Wenn auch das erste Verhörprotokoll nicht mehr vorhanden ist, so kann man sich trotzdem ein anschauliches Bild des Herganges machen. Vermutlich in einer Art „Torschlußpanik“ hatte sich die Vierzigjährige mit dem um 16 Jahre jüngeren Knecht an der benachbarten Mühle eingelassen. Obwohl sie nur eine kleine Stube neben dem Stall im Bauernhof Wändl bewohnte und das Bett mit der Kleinmagd teilen mußte (!), fanden sich Wege zu diesem unverlaubten Verkehr.

Sie brachte das Kind, ein Knäblein, am 10. Jänner 1757 um 2 Uhr nachmittags im Stall lebend zur Welt und erwürgte es unmittelbar nach der Geburt. Am darauffolgenden Sonntag, als alle Hausbewohner in der Kirche waren, vergrub sie den kleinen Leichnam im Krautkeller, stellte verschiedene Geräte über diese Stelle und ging, sowie nach der Geburt, ihrem Tagewerk nach. Wenngleich auch der alte Bauer nichts von ihrem veränderten Zustand bemerkt haben wollte, so war dies doch der Nachbarschaft, vermutlich den Frauen, aufgefallen. Am 28. Jänner 1757 erstattete der Ortsrichter von Brand und Hirschenschlag Johann Eyscher die „Denuntiotio ad Capturam“ — die Anzeige — beim zuständigen Landgericht zu Rastenberg über die Magd des „Hofbauern“ Theresia Resch, daß sie „vor mehr als 14 Tagen den schwangeren Leib verloren, daß er von keinem Begräbnis gehört habe . . . und alles nicht ganz richtig vor sich gegangen sein müsse . . .“ Daraufhin verhaftete der Landgerichtsdienner die Reschin und sperrte das „Mensch“ in das Gefängnis auf der Burg zu Rastenberg. Kurz hernach begannen die Verhöre durch den herrschaftlichen Landgerichtsverweser Johann Ferdinand Mach und den Marktrichter von Rastefeld namens Johann Zwölfer, der von den Ratsbürgern Leopold Vogler, Michael Mayr und Adam Wolf assistiert wurde. Der Landgerichtsschreiber Johann Leopold Marx schrieb alle Fragen und Antworten genau nieder, wodurch sie der Nach-

welt erhalten geblieben sind und ein genaues Bild der damaligen Gerichtspraxis ergeben.

Da die Obduktionsbefunde an dem ausgegrabenen Leichnam des Neugeborenen durch die beiden Wundärzte Johann Caspar Pillmayr von Rastendorf (77 Jahre alt) und Johann Franz Apfel von Friedersbach (39 Jahre alt) mit dem Gutachten der Hebamme von Rastendorf Katharina Mayr als auch mit der genauen Beschreibung des Mordvorganges durch die Delinquentin übereinstimmten, war eine „peinliche“ Befragung (Folterung) nicht mehr notwendig.

Nach all den Ergebnissen der Prozeßführung war der Fall klar: vorsätzlicher Kindesmord, auf welchem nach den Gesetzen der Zeit die Todesstrafe stand. Allerdings durfte der Landgerichtsverwalter auf Rastendorf das Urteil nicht selbständig fällen, sondern mußte als letzte Instanz das Rechtsgutachten des Wiener Gerichtshofes einholen. Das hohe Kollegium von sechs Doktoren der Rechte namens Josef Gregor Gewey, Christoph Aigner, Karl Ehrental, Ernst Zihrer, Georg Simon Jakob Rößl und Johann Anton Allmayr erließ am 24. März 1757 folgendes Urteil:

1. Daß die Delinquentin auf einen hohen Wagen gesetzt und an die Richtstätte geführt werde und daß,
2. ihr die Hand und der Kopf abgeschlagen und an das Rad gesteckt werde, „und dieses ihr zu wohlverdienter Straff, andern aber zum Exempl und Abscheu“ geschehe.

Auf Grund dieses Gutachtens erfolgte am 31. März 1757 beim Pranger auf dem Markplatz zu Rastendorf das „Schrannen-Urtheil“ über die „Weibspersohn namens Theresia Reschin“ vor den versammelten Marktbewohnern. Nach ausführlicher Schilderung der „Missetat“ erfolgte die Begründung des Urteils, welches gleichlautend mit dem Wiener Rechtsgutachten war. Nachdem die Verurteilte ihre Tat aufrichtig bereut und sich dem Schutze des Allmächtigen anvertraut hatte, wurde sie auf den „Gerichtsbühel“ geführt, wo der Galgen stand. Dieser befand sich an jener Stelle, wo die Wege von Marbach und Rastendorf zusammentrafen. Heute ist dort noch ein Bildstock mit der schmerzhaften Muttergottes zu sehen, wo die Verurteilten ihr letztes Gebet sprachen. Stephan Biedermann berichtet in seiner Heimatkunde „Rastendorf, seine Pfarr, Markt- und Herrschaftsgeschichte“ Rastendorf, Pfarramt 1926 (Seite 50ff.), daß 1742 der Scharfrichter August Ignaz Obenrauch von Gmünd auch für das Rastendorfer Landgericht mit 15 Gulden Jahrespauschale aufgenommen wurde. Der Kontrakt sicherte ihm für Henken, Köpfen und Radbrechen 5 Gulden. Ob er 1757 als Scharfrichter noch tätig war, konnte nicht mehr festgestellt werden. Die Ortssage meldet, als letzte sei eine Magd wegen Kindesmord gehängt (?) worden. Ob dies die Theresia Reschin war?

Die Durchführung einer Exekution kostete damals ziemlich viel Geld. Da die Delinquenten zumeist mittellos waren, mußte das Landgericht für die Kosten aufkommen, was für die einzelnen Landgerichtsinhaber eine bedeutende finanzielle Last war. Da für die oben beschriebene Hinrichtung keine Abrechnung mehr vorliegt, bringe ich im Anhang vergleichsweise eine derartige Kostenabrechnung aus dieser Zeit, welche im Schloßarchiv Weitra aufliegt¹⁾. Sie ergibt die hohe Summe von 71 Gulden und 10 Kr,

1) Dr. Herbert Knittler, Beiträge zur Geschichte der Herrschaft Weitra von 1581 bis 1755. Phil.Diss. Wien, 1965, Seite 168.

wobei der höchste Auslageposten, das Honorar für die sechs Wiener Rechtsgelehrten, allein 18 Gulden betrug.

Zuletzt möchte ich noch Herrn Ing. Herbert Anton aufrichtig dafür danken, daß er mir den Original-Kriminal-Akt zur Bearbeitung zur Verfügung gestellt hat.

A n h a n g

Designation deren von der aus der Kloster Zwettlischen Dorf Jurisdiktion zu Mannshalm Kindsmord halber in das freie Landgericht Weitra ordentlich ausgeliefert verwittibten Katherina Ottin, auf den Criminal.Capital-Prozeß von hiesigem Rentamt gekosten Expensen:

Bei der gefänglich landgerichtlichen Annehmung waren von der Stadt Weitra deputierte gewaffnete Bürger 47 Personen, auf derer jeder aus der Hoftavern 3 Seidl Wein und um 1 kr. Bot bei ihrer Heimkunft gegeben wurde	4 fl. 53 kr. 3d
Vor das Urteil über ihre gütige oftmaligie consitiuerte Aussag und 6 Herren Rechtsgelehrte zu Wien jeder 3 fl.	18 fl.
Dem Kanzleiboten Johann Führer, der die Aussag dahin und selbe mit dem Urteil zurückgebracht hat, samt Wartgeld	2 fl. 35 kr.
Die Sustentation der Malefiziantin vom 18. Juni bis 13. August zu 8 und 10 kr.	8 fl. 16 kr.
Das Sitzgeld für den Landgerichtsdienner, täglich 6 kr. für neun Wochen	6 fl. 18 kr.
Dem Kanzleiboten um den Scharfrichter und Exekutionstag anzudeuten nach Gmünd für eine Meile	7 kr. 2d
Zwei H.Kapuzinern von Waidhofen als einem Priester Sabinum Wieninger samt einem Fraten abzuholen und wiederum zurückgeführt, die herrschaftlichen Zugpferd und Fuhr gebraucht, auf welche Personen nichts Besonderes, weil sie zu Kirchberg eingekehrt, als allein auf den Knecht und Pferde ausgegeben	1 fl. 4/ kr.
Item auf sie Kapuziner auf vier Tag, worunter ein Feiertag, St. Laurentii war, an der Verköstigung aufgegangen	6 fl.
Item 63 Burgern, welche bei der Ausführung vom Diennerhaus zur Hoftavern, wo das Urteil verlesen worden und nachdem bis an den Pranger, wo die Malefiziantin caputiert worden, zur Fest- und Haltung des Schrankens mit Piquen Helleparten die gewöhnliche Ergötzung geben, auf jeden 1/2 Maß Wein und um 1 kr. Brot	5 fl. 19 kr.
Weiters vor den Scharfrichter Burghart Zäch wegen der Exekution, als einer fremden Untertanin die in Bestallung stehende 5 fl. Richtgeld und 3 fl. Zehrung, macht	8 fl.
Item dem Tischler Balthasar Dreyer vor die Totentruhen und den Bainstuhl zahlt	54 kr.
Und da diese Malefiziantin in dem Freyd- oder Kirchhof an das Ort der unschuldigen Kinder begraben worden, wovor der H. Geistliche nichts begehrt, dem Mesner aber 17 kr. und dem Totengraber 27 kr. bezahlt worden	44 kr.
Letzlichen zwei Landgerichtsdiennern vor die Ausführung die Ordinari zu 45 kr. gegeben	1 fl. 30 kr.
<hr/> Summa der Landgerichts Expensen	71 fl. 10 kr. 1d

Beiträge zur Geschichte von Bruderndorf

Bruderndorf, eine sehr alte Ansiedlung des oberen Waldviertels, wurde bereits um 1150 durch die beiden Brüder Berthold und Wichart — daher der Name Bruderndorf — auf Grund einer Schenkung des deutschen Königs Konrad III. an den Vater der Gründer, Udalrich von Arnstein, gegründet (Lechner, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte des Waldviertels, Wien 1937, Seite 83). Viel Leid, Not, Elend und Zerstörung mußte der Ort während dieser 800 Jahre über sich ergehen lassen.

Angefangen von den Grenzkämpfen durch böhmische Plünderungsscharen um 1255 und 1619, den Brandschatzungen durch kaiserliche Hilfstruppen, die Hussiteneinfälle um 1420, auch verheerten und plünderten wieder die Böhmen unter Peter von Sternberg dieses Gebiet.

Der Dreißigjährige Krieg, die Religionskämpfe, die Bauernaufstände, die Franzosenbesatzung, der 1. Weltkrieg mit seinen Folgen brachten viel Leid und Elend. Die Leiden und Folgen des 2. Weltkrieges mit seinem unglücklichen Ausgange und der Besatzungszeit, die ja den meisten von uns noch in unangenehmer Erinnerung sind, ließen den Ort nicht zur Ruhe kommen. Aber immer wieder haben Zähigkeit, Fleiß und Ausdauer den Ort wieder erstehen lassen.

1556 gehörte Bruderndorf nach einem von Paul von Starhemberg aufgestellten Urbar schon zum Amte Langschlag.

Unter Starhembergs Nachfolger, dem Freiherrn von Landau, hielt auch in unserer Pfarre die lutherische Lehre, zum Teil freiwillig, zum Teil durch Zwang der Herrschaft, Einzug. So berichtet das Reformationsprotokoll aus 1652, daß in der Pfarre Langschlag 860 Evangelische zur katholischen Kirche zurückkehrten. Ein Teil der Bevölkerung weigerte sich jedoch, wieder den katholischen Glauben anzunehmen und verließ bei Nacht und Nebel, um den Zwangsmaßnahmen des Gutsherren zu entgehen, die Heimat und wanderte nach Würtemberg und in die Oberpfalz aus. Aus Bruderndorf alleine sind 23 „Entwichene“, wie sie genannt wurden, Hab und Gut zurücklassend, geflohen. Unter anderen sind bekannt: Der Bauer von Bräuhof, Philipp Liebenauer, ein Mathias Gradt, ein Hans Pfann, Mathias Reiterer und Martin Baldt, die auf ihrer überstürzten Flucht 5 Bienenstöcke, 2 Kälber, 1 Kuh, 2 Ochsen und 2 Schweine zurückließen und noch heute zeigt man beim Giebelstein in der Ried „Am Hof“ die verödeten Hofstellen.

Den Bruderndorfern war — bei Gott — kein leichtes Leben beschieden. Vorerst die Ausbeutung durch fremde Truppen und nachfolgend die Unterdrückung durch die Gutsherren führten auch hier zum Bauernaufstand.

Unter dem Bauernführer Thomas Freund, der nach dem Zusammenbruch gefangen und gehenkt und dessen Gattin wegen Anstiftung zum Aufruhr in „Langenschlag und Germs“ in einen Sack gesteckt und ertränkt wurde, mit dem Richter Stoffl Wagner aus Kogschlag, der sich in seiner ausweglosen Lage selbst erstochen, dem Badersohn Andreas Schmuckher aus Langschlag, der auf Grund des Kriegsgerichtsurteiles

unter Generaloberst Moracky von Noschkow am 24. April 1597 lebendig am Scheiterhaufen verbrannt wurde, dem Johann Schrantzenthaler aus Langschlag und dem Jörgl Khnapp aus Mitterschlag waren laut Gerichtsprotokoll auch die Bauern von Bruderndorf aufgeboten.

Die Leiden unserer Vorfahren waren aber damit nicht zu Ende. Nach der Schlacht bei Wagram kamen auch hierher französische Besatzungstruppen und noch lange Zeit erinnerte ein Bild auf dem Weg nach Weikertschlag zwischen Bruderndorf und Münzbach an die Ermordung eines französischen Kuriers, der auf dem Weg nach Großpertholz, wo das Kommando im Schloße seinen Sitz hatte, überfallen wurde.

1873 wüteten hier die „Schwarzen Blattern“ und innerhalb von einhalb Monaten starben in Bruderndorf 15 Personen an dieser Seuche. Am ärgsten wütete diese Krankheit im Hause Nr. 5, wo 5 Personen, darunter der Besitzer und seine zwei Brüder, starben. Am 28. Feber 1873 wurden vier ledige Personen im Alter von 11 bis 23 Jahren auf einmal begraben.

Innerhalb von zwei Jahrhunderten wurde Bruderndorf neunmal von Feuersbrünsten heimgesucht, wobei insgesamt 12 Anwesen den Flammen zum Opfer fielen. Dies mag wohl auch ein Grund gewesen sein, daß 1928 die Gründung einer eigenen Feuerwehr erfolgte und der Dank der Bevölkerung an diese freiwilligen Helfer für ihre dauernde Hilfsbereitschaft und ihren Einsatz im Dienste der Nächstenliebe darin seinen Ausdruck fand, daß 1969 die Weihe des neuen Einsatzwagens und der Motorspritze stattfinden konnte.

1868 bis 1870 wurde die Kapelle, ein Schmuckstück des Ortes, nach den Plänen von Baumeister Michael Weiger aus Fels am Wagram und unter Maurer-Vorarbeiter Anton Wielander aus Münzbach erbaut und am 21. November 1871 durch Dechant Dr. Adolf Mehr aus Stift Zwettl unter Assistenz von Pfarrer Silvester Rauch aus Langschlag feierlich geweiht.

Mit Landesgesetz vom 11. März 1920 wurde Bruderndorf, das bis dahin mit Bruderndorferwald und Siebenhöf eine Gemeinde bildete, auf Antrag der Gemeinde Bruderndorf zur selbständigen Ortsgemeinde erhoben. Bruderndorf, seit jeher eine der fortschrittlichsten Gemeinden des Bezirkes, nach dem 1. Weltkrieg stellte es sogar in der Person des Ök.Rates Josef Maringer einen Landtagsabgeordneten, erkannte auch schon vor mehr als vier Jahren die Zeichen der Zeit und mit einstimmigem Beschluß vom 21. November 1965 bekannte sich der Gemeinderat unter Bürgermeister Karl Schweifer als eine der ersten Gemeinden zum Zusammenschluß mit Langschlag zur Großgemeinde.

Gab es vielleicht auch damals noch Zweifler, so bin ich mir sicher, daß die Staubfreimachung der Ortsstraßen und Wege, die zum Großteil schon unter den damaligen Bürgermeistern Maringer und Schweifer erfolgt ist, ein zeitgemäßes Feuerwehrzeughaus mit modernen Löschgeräten, die neu renovierte Ortskapelle, fortschrittlich eingerichtete Bauernhöfe, eine moderne Ortsbeleuchtung, wie sie wohl noch nicht viele Orte aufweisen können, die Bruderndorfer von den Vorteilen einer ersprißlichen Zusammenarbeit in der Großgemeinde überzeugt haben.

Q u e l l e n : Gemeinde- und Pfarrchronik.

Der Plan einer elektrischen Straßenbahn von Dobersberg nach Hötzelsdorf aus dem Jahre 1900¹⁾

Im Jahre 1900 tauchte in den Gemeinden Dobersberg — Karlstein — Raabs — Drosendorf der Plan auf, eine elektrisch betriebene Straßenbahn von Dobersberg nach Hötzelsdorf zu führen, damit ein direkter Anschluß dieser Gemeinden an die Franz-Josefs-Bahn bei Hötzelsdorf — Geras hergestellt würde. Besonders der Bürgermeister von Karlstein, Herr Franz Pleskot, nahm sich dieser Sache mit starkem Interesse und mit Ausdauer an. Er lud persönlich die Bürgermeister und weitere Vertreter der betreffenden Gemeinden zu einer Aussprache am 2. Feber 1900 in Karlstein ein, der eine weitere Interessentenversammlung in Raabs am 25. Feber 1900 folgte. Bei dieser Versammlung wurde angeregt, in jeder Gemeinde ein Interessentenkomitee zu bilden, einen Vorsitzenden zu wählen und diesen Vorsitzenden dem Bürgermeister von Karlstein als provisorischen Vorsitzenden der Interessentengemeinschaft namhaft zu machen.

Am 5. März 1900 erhielten die Vorsitzenden Formulare zur Feststellung der anfallenden jährlichen Frachtmengen sowie zur Feststellung der benötigten elektrischen Energie in den einzelnen Orten. Ing. Carl Bauer, Wien, sollte das Projekt erstellen.

Bei der für den 8. April 1900 in das Hotel Thaya in Raabs einberufenen Versammlung wurde den Mitgliedern Mitteilung über die geleisteten Vorarbeiten erstattet und eine Deputation zu den maßgebenden Behörden nominiert²⁾.

Der Bau dieser elektrisch betriebenen Bahn kam jedoch nicht zustande. Wahrscheinlich bot die Finanzierung und die zu geringe Tragfähigkeit der Straßenbrücken Schwierigkeiten, so daß es um das Projekt in der Folge still wurde. Auch die Errichtung der Nebenbahnen Schwarzenau-Zlabings und Göpfritz-Raabs, die den Anschluß an die Franz-Josefsbahn, der verkehrsmäßig um die Jahrhundertwende eine ungleich größere Bedeutung zukam, als in der Gegenwart, herstellten, dürfte Mitursache des Scheiterns dieses von Weitblick und Tatkraft erfüllten Männern erdachten Planes gewesen sein.

Quellen zu diesem Aufsatz bilden die im Gemeindearchiv aufbewahrten Einladungen des Bürgermeisters Pleskot aus Karlstein, die Abschrift des Frachten-Ausweises und die Erklärung, bei Zustandekommen des Projektes die Elektrifizierung im Ortsbereich durchzuführen, die jedoch von der Gemeinde Dobersberg (zumindest im vorhandenen Formblatt) nicht ausgefüllt wurde. Wahrscheinlich herrschte damals noch geringe Nachfrage nach elektrischer Energie.

1) Die Überschrift lautet „Elektrische Bahnangelegenheit Dobersberg-Drosendorf Hötzelsdorf“ (grammatikalisch unrichtig, es sollte lauten: Angelegenheit der elektrischen Bahn . . .).

2) Auch hier heißt es „Die Obmänner der projektierten elektrischen Straßenbahn werden eingeladen . . .“ und sollte wohl heißen: „Die Obmänner des Ortskomitees der projektierten Straßenbahn . . .“

FRACHTEN-NACHWEIS

In der Richtung nach Dobersberg	Kilometer	Jährlich verfrachtete Meterzentner oder Hektoliter	In der Richtung nach Hötzelsdorf	Kilometer	Jährlich verfrachtete Meterzentner oder Hektoliter
Kohle	—	—	—	—	—
Brennholz	10	2.000	12	—	200
Schnittmaterial	6	3.000	7	—	400
Schindel, Dachpappe	—	—	—	—	—
Ziegel und Dachziegel	10	15.000	12	—	1.000
Stein, Kalk, Zement	8	20.000	3	—	900
Getreide Hülsenfrüchte	10	8.000	9	—	6.000
Rüben u.a. Feldfrüchte	10	12.000	5	—	1.000
Obst aller Art	5	1.000	2	—	500
Sämereien	3	600	7	—	300
Stroh	7	2.000	2	—	200
Hopfen	—	—	—	—	—
Dünger, Düngemittel	10	1.000	12	—	100
Mehl	10	6.000	12	—	700
Milch	10	18.000	12	—	100
Bier	—	—	—	—	—
Wein, Most	6	3.000	—	—	—
Petroleum	—	—	—	—	—
Öle, Fettwaren	—	—	—	—	—
Eis	5	2.000	—	—	—
Chemische Produkte	—	—	—	—	—
Salz	—	—	—	—	—
Lebendes Vieh	10	12.000	12	—	400
Geschlachtetes Vieh	—	—	3	—	200
Wild, Geflügel	10	300	12	—	100
Eier, Butter, Käse	10	250	12	—	150
S u m m a :		106.150			12.250

PS. Dieser Nachweis lag ohne Kommentar dem Schriftverkehr bei und dürfte eine Abschrift der von Dobersberg gemeldeten Frachtmengen sein.

100 Jahre Post - und Ansichtskarten

Unser verdienstvoller Mitarbeiter, Herr Franz Hutter, hat für seine Bemühungen, die erste Ansichtskarte der Welt in einer eigenen Bildpostkarte, welche die Postverwaltung vor kurzem herausgegeben hat (Ansicht Melk), zu würdigen, die bronzene Medaille bei der ÖVEBRIA-Ausstellung am Tag der Briefmarke im vorigem Jahre erhalten. Wir gratulieren.

Die Schriftleitung

Die österreichische Postverwaltung gedenkt des 100. Geburtstages der „Correspondenz-Karte“ mit der Ausgabe von Bildpostkarten, indem sie die Anschriftseite der ersten amtlichen Correspondenz-Karte abbildet und als erklärenden Text beifügt:

1969 — 100 Jahre Postkarte

Erfinder: Ministerialrat Dr. Emanuel Herrmann,
geboren 24. Juni 1839, gestorben 13. Juli 1902.

Der in Klagenfurt geborene, 1869 als Professor der Nation-Ökonomie an der Militär-Akademie in Wiener Neustadt tätige Dr. Emanuel Herrmann, schrieb am 26. Jänner 1869 in der Neuen freien Presse einen Artikel: „Über eine neue Art der Korrespondenz mittels der Post“. In diesem Artikel untersucht er die finanzielle Belastung des Volksvermögens und stellt fest, daß im Jahre 1866 an die 100 Millionen Briefe durch die Post befördert und hiefür an die 20 Millionen Gulden ö. W. verausgabt wurden. Herrmann teilt die Briefpost in drei Gruppen ein:

1. Briefe mit einfachen Benachrichtigungen,
2. Geschäftsbriefe und geistige Mitteilungen,
3. Familien- und Liebes-Briefe.

In der Hauptsache legt er sein Augenmerk auf die 2. Gruppe, die ja fast nur den Handel und die Geschäftswelt betrifft, so die Waren- und Geld-Versandavisi, Empfangsbestätigungen, Warenofferte, Bestellungen usw. Dieser Gruppe schließt er die vielen familiären Gratulationsschreiben an und kommt solcherart zum Schluß, daß diese Kurznachrichten rund ein Drittel des gesamten Briefverkehrs ausmachen!

Aus diesem Gesichtswinkel heraus, schlägt Herrmann zu Gunsten des Volksvermögens eine Vereinfachung, insbesondere eine Verbilligung des Portos vor: Der Vorschlag geht dahin, Karten in der Größe der amtlichen Briefumschläge (solche waren schon 1861 aufgelegt worden) von 147 mal 85 mm mit einem eingepprägten Wertstempel von 2 Neukreuzern aufzulegen und diese Karten zur gewöhnlichen Postbeförderung zuzulassen, wenn einschließlich der An- und Unterschrift nicht mehr als 20 Worte auf der Karte geschrieben sind! Auf diese Art würden nicht nur viel Zeit, sondern auch viel Papier, Siegelmaterial usw. erspart.

Generalpostdirektor Freiherr von Maly erkannte die Nützlichkeit der vorgeschlagenen Postkarte, doch sollte das Porto 3 Neukreuzer und die Karte selbst aus einen zur Hälfte gefalteten Oktavbriefbogen 148 mal 105, ohne Wortbeschränkung, bestehen. Diese Idee wurde durch die Ausgabe von sogenannten Kartenbriefen am 1. Juni 1886 verwirklicht!

Dr. Herrmann konnte sich aber durchsetzen und unter Hinweglassung der 20 Wort-Einschränkung, Abänderung von Postkarte auf „Correspon-

denz-Karte“, jedoch unter Beibehaltung der vorgeschlagenen Frankatur von 2 Kreuzern wurde folgendes Dekret unter Zl. 18/916/1832 am 22. September 1869 vom k. k. Handelsministerium erlassen:

Betreffend die Einführung von Korrespondenzkarten im internen Verkehr:

„Im Einvernehmen mit dem königl. ungarischen Handelsministerium werden vom 1. Oktober l. J. an von der Postverwaltung Korrespondenzkarten nach den unten folgenden Mustern ausgegeben, mittels welcher kurze schriftliche Mitteilungen nach allen Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie ohne Unterschied der Entfernung gegen eine gleichmäßige Gebühr von zwei (2) Neukreuzern befördert werden können.

Hinsichtlich des Verschleißes, der Ausfertigung und Behandlung derselben werden folgende Bestimmungen festgesetzt.

1. Die gestempelten Korrespondenzkarten sind bei allen Postämtern und Briefmarkenverschleißern um den Preis von zwei (2) Neukreuzern per Stück zu beziehen und sind offen (ohne irgend welchen Verschluß) aufzugeben.

2. dieselben sind so wie Briefe mit einer deutlichen Adresse zu versehen, welche den Vor- und Zunamen des Empfängers, den Bestimmungsort und wenn sie nicht poste restante lauten, auch die Wohnung des Empfängers genau entnehmen lassen soll.

Der Bestimmungsort ist, falls mehrere Orte gleichen Namens bestehen, durch Beisetzung des Landes und Bezirkes, und wenn er nicht selbst Standort eines Postamtes ist, durch Beisetzung eines Postamtes, in diesen Rayon er gehört, näher zu bezeichnen.

Die Adresse ist auf der Vorderseite der Karte anzubringen.

3. Die Rückseite der Karte ist für schriftliche Mitteilungen bestimmt. Dieselben können sowie die Adresse mit Tinte, Bleistift, farbigem Stift usw. geschrieben sein, doch ist für die Deutlichkeit und Dauerhaftigkeit der Schriftzüge Sorge zu tragen.

4. Die Karten können vorläufig nach den Orten der österreich-ungarischen Monarchie versendet werden und sind wie durch Marken frankierte Briefe aufzugeben. Die Rekommandation derselben kann gegen die gewöhnliche Rekommandationsgebühr stattfinden, die Marke für die Rekommandation ist auf der Rückseite neben den Worten: „Raum für schriftliche Mitteilungen“ aufzukleben.

5. Für die Nachsendung einer Korrespondenzkarte an einen andern, als den auf der Adresse bezeichneten inländischen Ort, oder für die Rücksendung an den Aufgabeort wird eine weitere Gebühr nicht eingehoben.

6. Für die Zustellung der Karten ist an Orten, an welchen keine ärarischen Briefträger bestellt sind, die Zustellungsgebühr von einem (1) Neukreuzer zu entrichten.

7. Die Postanstalt übernimmt keine Verantwortlichkeit für den Inhalt der Mitteilungen.

Die Postämter sind jedoch angewiesen, in ähnlicher Weise, wie es bezüglich der Briefe mit unstatthaften Beisätzen auf der Adresse mit dem Erlaß vom 8. März 1865 angeordnet wurde, auch die Korrespondenzkarten von der Beförderung bzw. Zustellung auszuschließen, wenn ihnen auffallen sollte, daß hiemit Unanständigkeiten, Ehrenbeleidigungen oder sonst strafbare Handlungen beabsichtigt werden.

8. Der Umtausch von Korrespondenzkarten, welche vor ihrer Aufgabe durch Versehen oder Zufall unbrauchbar geworden sind, kann gegen Erlag des Betrages von 1 Nkr. in derselben Weise und unter derselben Bedingung stattfinden, welche für den Umtausch verdorbener Briefkuverts festgesetzt sind.

9. Die k. k. Postdirektionen haben von der neuen Einrichtung das Publikum durch die Landeszeitungen und durch öffentlichen Anschlag bei den Postämtern in Kenntnis zu setzen.

10. Die k. k. Postämter haben von den vorstehenden Bestimmungen Kenntnis zu nehmen und ihrerseits noch Folgendes zu beobachten:

a) Jedes Postamt hat, sowie jeder Privat-Markenverschleißer stets einen angemessenen Vorrat von gestempelten Korrespondenzkarten bereit zu halten.

Dieselben werden von den Markendepots in Päckchen zu je 50 Stück unter Schleife ausgefolgt und sind wie gestempelte Briefkuverts zu beziehen und zu verrechnen.

Mit dem Verkaufe der Korrespondenzkarten an das Publikum ist erst am 1. Oktober l. J. zu beginnen.

b) Die aufgegebenen Karten sind bei der Kartierung, Weiterbeförderung und Abgabe wie durch Marken frankierte Briefe zu behandeln.

Inbesondere ist hinsichtlich der Oblitierung der auf den Karten befindlichen Poststempel und Marken nach den allgemeinen Vorschriften vorzugehen.

Wenn an ein Postamt mehrere Karten zur Absendung vorkommen, so sind dieselben abgesondert von den Briefen rubrikenweise zusammen zu binden; rekommandierte Korrespondenzkarten sind jedoch selbstverständlich den rekommandierten Briefen beizulegen.

Bei der Umkartierung sind die Korrespondenzkarten mit keinem Stempelabdruck zu versehen; der Abgabestempel aber ist auf der Vorderseite der Karten am Rande links gegenüber dem Poststempel anzubringen. Wien, am 22. September 1869.“

Demnach ist in Österreich am 1. Oktober 1869 die amtliche „Correspondenzkarte“ im Ausmaß von 85 mal 123 mm mit eingepprägtem Wertstempel von 2 Kreuzern in Gebrauch. Wie richtig Dr. Herrmann die Notwendigkeit der Einführung der Karte einschätzte, geht daraus hervor, daß in den österr. Kronländern in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1869, Also in 3 Monaten, an die 2,930.000 Karten abgesetzt wurden.

So wie überall und immer, fanden sich auch hier Stimmen, die die Erfindung der Postkarte dem Kärntner Dr. Herrmann absprachen. Sektionsrat Kolbenberger machte aufmerksam, daß auf der 5. Deutschen Postkonferenz in Karlsruhe 13. November 1865 bis 2. März 1866 von dem damaligen geheimen Postrat dem späteren Deutschen Generalpostmeister Heinrich von Stephan, die Einführung eines „Postblattes“ mit einem Portosatz von 1 Silbergroschen in einem größeren Format als die gewöhnlichen Kuverts zur Einführung vorgeschlagen wurde. Der Postblatt-Vorschlag wurde nicht angenommen und es blieb dem Nationalökonom Dr. E. Herrmann vorbehalten, ein billiges Korrespondenzmittel zu schaffen, das den Mitbürgern nicht nur Geld, sondern auch Zeit sparen half. Erst mit dem 1. Juli 1870 wurde seitens des Norddeutschen Bundes bzw. der Deutschen Postverwaltung, die Postkarte im Format 108 mal 163 mm einge-

führt. Schon am ersten Verkaufstage wurden in Berlin 45.468 amtliche Postkarten verkauft.

Welch ungeheure Bedeutung die Erfindung der Postkarte hat, geht auch daraus hervor, daß von der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland am 19. Juli 1870, also 19 Tage nach Einführung der Postkarte, in Deutschland bis zum Jahresende 1870 nicht weniger als an die 10 Millionen Feldpostkarten die Verbindung der kämpfenden Truppen mit der Heimat hergestellt haben!

Es ist hier nützlich, die Einführung amtlicher Postkarten in den einzelnen Ländern aufzuzeigen:

1870 Schweiz, England, Luxemburg,
1871 Holland Belgien, Finnland, Dänemark,
1872 Norwegen, Schweden, Rußland,
1873 Frankreich, Serbien, Spanien, Rumänien, USA und
1874 Italien.

Durch den Berner Postvereinsvertrag vom 9. Oktober 1874 wurde die Postkarte ab 1. Juli 1875 zum internationalen Postdienst zugelassen, während auf dem Postkongreß zu Paris auf Grund des Weltpostvertrages vom 1. Juli 1878 der Zulassungsbereich der Postkarte auf fast alle Länder der Erde erweitert wurde, selbst eine eigene Weltpostkarte wurde länderweise aufgelegt. Die für Österreich herausgegebene Karte war mit einer rosa 5 Kreuzer bedruckt und hatte die amtliche Aufschrift: „Weltpostverein (Union postale universelle) Correspondenz-Karte (Carte postale) (Administration d'Autriche).

Wie aus Punkt 4 des vortehend abgedruckten Dekretes vom 22. September 1869 hervorgeht, wurde auf der Kartenrückseite vermerkt:

„Die Postanstalt übernimmt keine Verantwortlichkeit für den Inhalt der Mitteilungen“. Dieser deutsche Kartentext war den föderalistischen und nationalen Gefühlen der Monarchie-Slaven zuwider und die Postverwaltung sah sich veranlaßt, den deutschen Aufdruck auf der Kartenrückseite gänzlich wegzulassen und der deutschen Bezeichnung Correspondenz-Karte die Übersetzung in der entsprechenden Landessprache beizufügen, und zwar für den Postdirektionsbezirk:

Graz: deutsch — slovenisch
Brünn: deutsch — polnisch, tschechisch
Prag: deutsch — tschechisch,
Triest: deutsch — slovenisch
Innsbruck: deutsch — italienisch
Zara: deutsch — italienisch
Lemberg: deutsch — polnisch
Lemberg: deutsch — ruthenisch in cyrillischer Schrift

Einige Zeit später wurde die Reihe der zweisprachigen Karten mit deutsch-illyrisch und deutsch-rumänischem Text erweitert. Bis 1914 sind zweisprachige Karten im Umlauf gewesen.

Eine Entscheidung vom 4. Juli 1881 erweitert wesentlich den Verwendungszweck der Postkarte, da erlaubt wurde, die Rückseite mit bildlichen Darstellungen (Reklamen) zu bedrucken, verbietet aber strengstens das Anbringen von politischen Texten, Bilder, Porträts usw.

War die Ausgabe von Postkarten mit eingedrucktem Wertstempel ausschließlich dem Staat vorbehalten, os ändert sich dies durch ein Dekret des k. k. Handelsministeriums Zl./1611 grundlegend.

Mit diesem Dekret wurde der Privatindustrie gestattet, ab 1. Jänner 1885 Postkarten unter Einhaltung der festgelegten Bestimmungen anzufertigen und in den Handel zu bringen. Das Hauptmerkmal dieser Privatpostkarten war, daß diese Privatkarten zwingend die deutsche Bezeichnung „Correspondenz-Karte“ zu führen hatten, wobei es gestattet war, diese Bezeichnung auch in der Landessprache eines Kronlandes beizudrucken, es durfte aber die Buchstabengröße der Übersetzung die deutsche Bezeichnung nicht übersteigen. Es war aber auch hier strengstens verboten, die Rückseite der Postkarten zu irgendwelchen national chauvinistischen Zwecken zu verwenden. Diese Privatpostkarten mußten durch Aufkleben einer 2 Kreuzer Marke freigemacht werden. Hier hinkte Österreich dem Deutschen Reich nach, denn dort war die Privatherstellung von Postkarten seit dem 1. Juli 1872 erlaubt, so auch die Bebilderung der Rückseite der amtlichen Karte, es sei hier nur vermerkt, daß Briefumschläge mit Bildern schon 1840 in Gebrauch waren.

Obwohl der 1. Jänner 1885 als Geburtstag der Ansichtskarte im Allgemeinen in Österreich anzusehen ist, liegt eine amtliche Correspondenz-Karte der ersten Ausgabe — 1. Oktober 1869 bis 8. September 1871 vor, die auf der Rückseite, nebst dem deutschen Text — Raum für schriftliche Mitteilungen usw. eine Ansicht des Stiftes Melk zeigt. Es liegt hier die älteste bisher bekannte „Ansichtskarte“ von Österreich vor.

Über meine Anregung hin, hat die Stadtgemeinde Melk die österr. Postzeugverwaltung veranlaßt, gleichsam als Gegenstück zu der Bildpostkarte „100 Jahre Correspondenz-Karte“ eine solche mit der Wiedergabe der vorbeschriebenen „Ansichtskarte von Melk“ mit dem Text:

3390 Melk an der Donau N.Ö.

Die Wiege Österreichs

1969 Hundert Jahre Ansichtskarte Melk,

als Inlandspostkarte, mit eingepprägtem 1.50-S-Wertstempel, in einer Auflage von 5000 Stück (davon nach Melk 2000 Stück) in Verkehr zu bringen.

Amtliche Postkarten mit der Ansicht von Melk liegen auf der Kartenausgabe Oktober 1869 bis Juli 1871 und 1883 bis 1890 vor. Der Grund, daß es in der Zeit von Juli 1871 bis 1881 keine Ansichtskarte von Melk gibt, ist darin zu suchen, daß es von der erzwungenen Neuauflage der Correspondenz-Karte ohne deutschen Text im Juli 1871 bis 1881 eben verboten war, bildliche Darstellungen auf amtlichen Postkarten anzubringen. Leider ist der Erfinder der nun weltweiten Ansichtskarte dokumentarisch nicht nachzuweisen, aber man kann mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es der ehemalige Bürgermeister und Apotheker von Melk, Franz Xaver Linde (geb. 6. November 1837 in Melk, gest. 14. Oktober 1903 in Melk) war, der das Heimatmuseum der Stadt Melk gründete und die Chronik der Stadt, als auch jene der Schule in Melk schrieb. Der Aufdruck der Stiftsansicht kann nicht in Melk erfolgt sein, denn erst 1897 hat Franz Wedl, aus Waidhofen an der Ybbs kommend, die erste Druckerei in Melk gegründet.

Die Ambivalenz der Tat

Untersuchung zur Erzählung „Der Sturz des Dämons“ von Josef Pfandler

Josef Pfandler feiert am 3. Juli dieses Jahres die Vollendung seines 70. Lebensjahres. Vgl. die Würdigung in den „Kulturnachrichten“ dieser Folge. (Die Schriftleitung)

„Denn was sich hier zwischen dem Knaben und dem fledermausflügeligen Dämon abspielt, ist nicht zu deuten, es sei denn, man nehme es als Metapher für die Situation des Menschen, der in jeder Stunde seines Lebens mit dem Teufel in sich ringen muß. Ein „Verstehen“ im landläufigen Sinne ist bei dieser Gesichte nicht möglich, . . .“¹⁾

Es ist verwunderlich, daß ein doch sicher versierter Literaturwissenschaftler, wie Heinz Rieder es ist, vor der Deutung dieser Erzählung, allerdings nur scheinbar, kapituliert. Das aber ist typisch für die Beschäftigung der Literaturwissenschaft mit Josef Pfandler. Wohl kein anderer Autor des Waldviertels wurde, meines Erachtens, so gründlich nicht verstanden und mißverstanden, wie er.

Der beste Dienst für den Dichter Josef Pfandler wird es wohl sein, wenn man sich, anlässlich seines heurigen Festtages, einmal gründlich und vorurteilslos mit seinem Schaffen beschäftigt. Meine Deutung soll ein Versuch sein, die Erzählung „Der Sturz des Dämons“, deren Problematik und Vielschichtigkeit mir voll bewußt ist, die aber doch für mich keineswegs undeutbar scheint, in der Fülle ihrer Bilder und Bildinhalte zu erläutern.

Josef Pfandler zeigt uns vorerst eine völlig klar erfaßbare, in sich abgeschlossene, gleichsam geradlinig begrenzte Welt. Diese ist mit der „vita contemplativa“, der betrachtenden Weltschau, und der Praeexistenz, dem Stadium vor dem Eintritt in das Leben der Tat, vergleichbar, mit literarisch klar abgegrenzten Begriffen (wieder im Gegensatz zur Meinung Rieders²⁾ also zu bestimmen.

Der Dichter verwendet für diese geschlossene und wertneutrale Welt das Bild der Bank³⁾. Diese wird uns als realer, unproblematischer Gegenstand vorgestellt — beachten wir Worte wie gezimmert und Halt, die wohl eindeutig für Festigkeit und Ruhe sprechen. Pfandler erläutert und ergänzt dieses Bild später, die Bank erscheint dem Mädchen als „eine Insel, der letzte Halt im scheinbaren Wirrwarr . . .“⁴⁾, dem Knaben, der den Schritt zur Tat wagt, erscheint die Bank als Ort, der ihm Rast bietet⁵⁾ und schließlich stieg „von der Bank, der gefährdeten Insel“⁶⁾ ein Schrei auf, der den Knaben ernüchterte. Der Dichter weist also im Verlauf der Erzählung sehr deutlich auf den uns schon nach der anfänglichen Beschreibung klaren Stellenwert der Bank im symbolhaften Bildgefüge hin.

Knabe und Mädchen sind Vertreter zweier Menschentypen, man kann nicht soweit vereinfachen und sagen des Männlichen und Weiblichen. Das Mädchen „tastete scheu nach der Hand der Mutter“⁷⁾, es verläßt den Ort der Geschlossenheit und inneren Bewahrung nicht. Es ist so Sinnbild für den Menschen, der das Wagnis der Tat nicht auf sich nimmt, sondern Schutz sucht in seiner Welt innerer Ruhe, Festigkeit und Beständigkeit; die Mutter unterstreicht gleichsam noch das erläuterte Gehaltbild der Bank.

Der Knabe aber wagt diesen Schritt und ruft den Dämon, Symbol des Schicksals in seiner Doppeldeutigkeit und Vielschichtigkeit, zur Erde hernieder, er ist so Symbol für den aktiven Menschen.

Helmut Pfandler nennt die Erzählung des Vaters treffend eine „Stimmungsskizze“⁸⁾, womit freilich nur eine Seite, die aber zweifellos richtig, erleuchtet wird. Wunderbar fängt der Dichter die Stimmung der Dämmerung ein⁹⁾, Worte wie „verwob“, „geheimnisvoll brauender ortloser Raum“ umreißen trefflich ein Bild jener Zwischenzeit von Tag und Nacht, in der Grenzen und Konturen fließend werden.

Nun ist diese Ausmalung der Dämmerung nicht poetischer Selbstzweck. Die Dämmerung ist Symbol für jenes Zwischenstadium zwischen *vita contemplativa* und *vita activa*, zwischen Lebensschau und Lebenskampf. Noch sind die Kinder „an die Eltern geschmiegt“¹⁰⁾, gleichzeitig sind aber bereits „erregende Zeichen einer tagfernen, anderen Welt“¹¹⁾ der Welt der Tat nämlich, zu erkennen.

Den Hauptteil der Erzählung nimmt nun der Kampf des Knaben mit dem Dämon ein. Sein Sinngehalt ist einfach und klar, Pfandler zeigt das Ringen des Menschen, der sich aus der Geborgenheit und Ruhe aufrafft, mit den ihm unbekanntem, unermeßlich und unergründbar scheinenden Kräften des Lebens, des Schicksals.

Großartig sind auch hier wiederum die sprachlichen Bilder, die etwa das Wesen des Dämons kennzeichnen. In der Sprache zeigt sich deutlich die mit eingeformte Stellungnahme des Menschen zu seinem Gegner, hier wird die Unergründbarkeit mehrfach versucht sprachlich zu umschreiben und abzugrenzen. Es sind klare Worte, die aber Undeutbares zum Inhalt haben. Der Dämon „flattert“¹²⁾, er zieht „einen vielfach verschlungenen Zauberkreis“¹³⁾, der tückische Wurf „der lautlos im Leeren versank“¹⁴⁾ und zuletzt das wohl großartigste Bild, der Dämon „pflanzte sich allseits im Nirgendwo fort, ...“¹⁵⁾, ein Bild gewagt und einmalig in seiner Dimension.

Einige Beachtung verdient zweifellos der mehrmals aufscheinende Begriff „Chaos“. Der Sturz des Dämons, bedingt durch die Tat, erschüttert vorerst das Chaos und zerreißt es dann ganz, das Chaos, das Pfandler als schwarz und unbegrenzt, im Gegensatz zum zwar schwarzen aber doch begrenzten Innenraum der Mütze, annimmt¹⁶⁾. Ich bin nun versucht, das Chaos mit der Dämmerung gleichzusetzen, eine Deutung, deren Gewagtheit wohl zu verantworten ist. Chaos erscheint mir als kurze Zusammenfassung des unbestimmten, unerkundbaren Bildinhaltes, den wir bei der Dämmerung finden, Chaos ist so meines Erachtens, das verdichtete wiederholte Bild jenes Zustandes zwischen Lebensschau und Lebenskampf.

Der Dämon offenbart sich als Fledermaus, die der Knabe durch den Peitschenhieb verwundet hat. Natürlich ist das auch nur, wie Bank und Dämmerung, ein Bild, hinter dem sich die Doppelwertigkeit der Tat, ihre Ambivalenz, verbirgt.

Der Dämon ist das unergründbare Schicksal, das dem Menschen solange als unheimliche, teuflische, böartige Macht erscheinen muß, bis er die Tat, den aktiven Eingriff in den Lebenskampf, wagt. Dann zeigt sich erst die wahre Gestalt dieses Schicksals, das sich, hereingeholt in den Machtbereich des Menschen und seines Geistes, als durchaus zu meisternde Gegebenheit zeigt.

Dieses Tat aber ist doppelwertig, ambivalent. Vorerst ist sie der gewagte Eingriff, der den Menschen befähigt, in das Wesen der Dinge, zum Kern des Daseins, vorzudringen. Pfandler beschreibt weit ausholend die Reaktion des Knaben auf seine kühne Tat, die uns in den Anfangsworten bereits zusammengefaßt entgegentritt: „Ein Grauen vor sich selbst fiel ihn an, . . .“¹⁷⁾. Das ist die andere Seite der Tat. Der Mensch kann im Lebenskampf schuldig werden, seine eigene innere Bestimmung verlieren und innerlich zerbrechen. Aber es gibt noch eine Rettung, für den Knaben ist es der „rettende Schlaf“¹⁸⁾, gemeint ist damit die Rückkehr in die Welt innerer Bewahrung und der Lebensbetrachtung. In dieser Welt erlischt, wie der Dichter selbst sagt, das Erinnern an die Tat.

Kommen wir zu einer Gesamtbetrachtung. Rieders Kapitulation vor einer Deutung ist nicht völlig, obwohl er sie ausdrücklich zugibt, sondern er deutet die Erzählung als bildhaften Vergleich des „mit dem Teufel in sich“¹⁹⁾ ringenden Menschen. Das trifft teilweise auch zu, wenn mit dem „Teufel in sich“ der „Drang nach Erleben“²⁰⁾, ein Wort, das Pfandler selbst verwendet, gemeint ist, der Drang nach der Tat, die sich dann als nicht nur positiv erweist.

Ist aber nun Pfandlers Erzählung ein Bekenntnis zu passiver Lebensschau? Das völlig zu entscheiden möchte ich nicht wagen. Ich möchte viel eher sagen, daß der Dichter selbst sich nicht festlegen wollte. Das ist ihm aber keineswegs als Fehler oder Unvermögen anzurechnen. Wir wissen nicht, wie es weitergehen wird, was nach dem Schlaf, der die Erinnerung auslöscht, geschehen wird. Wie wir ja auch von unseren Mitmenschen nicht voraussagen können, wie und ob sie den Kampf mit dem Schicksal bestehen, in der Selbstbewahrung oder in dem nimmermüden Einsatz tatenvollen Lebenskampfes.

Eines aber ist mir als eindeutig erweisbar: Pfandler zeigt in dieser Erzählung klar und deutlich, wie die Tat, das Herabholen des Dämons Schicksal in den Einflußbereich des irdischen Menschen, Ursache der Freude über die Bewahrung, aber auch inneren Zerbrechens sein kann, in ihrem Wesen also ambivalent ist. Das aufzuzeigen ist zweifellos ein großes Verdienst des Dichters.

Anmerkungen

- 1) Heinz Rieder: Josef Pfandler. In: Josef Pfandler: Die Goldmacher. Drei Erzählungen. Wien, Österreichische Verlagsanstalt. S. 68.
- 2) A. a. O. 67.
- 3) Josef Pfandler: Der Sturz des Dämons. In: Ders. Dämonie und Magie, Geschichten, Bilder, Anekdoten. Krems, Heimatlandverlag, 1958 (= Buchgemeinschaft Heimatland 11) S. 67.
- 4) und 5) A. a. O. 68.
- 6) A. a. O. 69 f.
- 7) A. a. O. 68.
- 8) Helmut Pfandler: Vorwort zu Josef Pfandlers Band Dämonie und Magie (siehe 3) S. 9.
- 9) Josef Pfandler, a. a. O. 68.
- 10) A. a. O. 67.
- 11), 12), 13) und 14) A. a. O. 68.
- 15) und 16) A. a. O. 69.
- 17) A. a. O. 70.
- 18) A. a. O. 71.
- 19) Rieder, a. a. O. 68.
- 20) Josef Pfandler a. a. O. 68.

Singendes Dorf!

Kleiner Streifzug durch den Vierzeilersang

Der Autor vollendet am 1. März dieses Jahres sein 50. Lebensjahr. Vergleiche die Würdigung unter den „Kulturnachrichten“ dieser Folge.

Vierzeiler singa
muaß a jeder Bua kinna,
wer koan Vierzeiler kann
wird sei' Lebta' koa Mann.

Kein anderer Vierzeiler könnte die, leider einstige, Bedeutung des Vierzeilers oder auch Dreier genannt, besser feststellen, wie gerade der eingangs erwähnte. Jeder Dorfbursche mußte eine Anzahl Vierzeiler beherrschen, wenn er auf den ländlichen Tanzunterhaltungen, auf Rocken- und Ferderntänzen für voll genommen werden wollte. Je mehr er konnte, desto angesehenener und gesuchter war er in Gesellschaft.

Unsere heutige, schlagerverseuchte Welt hat zum Leidwesen vieler Freunde der ländlichen Kultur, in manchem Dorf den Vierzeiler fast völlig vergessen lassen. Schade darum! Nichts brachte den ländlich-derben Humor, den Witz, aber auch den Spott besser und schmerzloser zum Ausdruck wie der Vierzeiler oder Dreier. Alle Phasen des Dorflebens dienen ihm zum Vorwurf, in der Hauptsache aber ist es die Liebe, die in allen Variationen und Tonarten besungen wird. Längst vergessene und oft auch unbekannt gebliebene Dorfdichter haben diese Vierzeiler erdacht und gesungen und im Laufe der Jahrhunderte zur Legion vermehrt.

Nun aber sieht es aus, als wollte der Schlager, durch Kino und moderne Tanzkapellen, durch Grammophon und Radio ins Dorf getragen, den alten Vierzeiler verdrängen. Soll mit dem alten Brauchtum nun auch noch der Vierzeiler, diese unerschöpfliche Quelle ländlichen Humors, verschwinden? Glaubt wirklich einer von unseren Bauernburschen und Männern, daß die modernen Schmachtfetzen besser zu unseren sonnverbrannten Gesichtern, zu unseren schwierigen Händen passen, als der Vierzeiler? Nein! Wir wollen dort, wo es am Platze ist, wieder unsere alten Vierzeiler hervorsuchen und es findet jeder wieder seine Freude daran. Diese alten Lieder und Kurzgesänge wollen wir uns nicht nehmen lassen, sie klingen besser und schöner aus unserem Munde als irgend ein moderner Schlager von „Ich hab dir so tief in die Augen geschaut . . . oder „Heute Nacht oder nie . . .“ ect.

Eine kleine, willkürlich zusammengestellte Auswahl von Vierzeilern, wie sie heute noch in meiner Heimat gesungen werden, soll uns dies beweisen.

Von der Liab:

Aber Dirnderl sei g'scheit'
nimm an Buabm der di g'freut,
nimm an Buabm mit an Geld
hast mehr Freud' auf der Welt.

A Sprung übers Bacherl,
an Juchazer drauf
und a Klopfer aufs Fenster,
schön's Dirndl mach auf.

's Dirnderl is winzi kloa,
muaß alle Arbat toa
Butt'n trag'n, Scheiter kliab'n
und in Buabm liab'n.

Wann der Mo'ähnl scheint
is's in Buabman a Freud
is 's in Bauern a Schad'
der a saubers Mentsch hat.

's Dirnderl vo der entern Zeil'
singt und pfeift alleweil,
bis der Bua kimmt auf d'Nacht
daß s' eahm aufmacht.

Lumperei:

Aber Lump'n san mir
und a Lump braucht a Geld
und was tat den der Wirt,
wann er d'Lumpn net hätt'?

San ma net feschi Leut',
weil uns dös Leb'n so g'freut
weil 's uns auf derer Welt
gar so guat geht.

Aber lusti san mir
und mir trinkan a Bier
und mir trinkan an Wein
aber lusti muaß's sein.

Aber mir Buabm in dö junga Jahr'
könnan uns nix erspar'n,
's Wirtshaus is unser Freud,
sag'ns alle Leut.

Mei Voda in Himm'l
und i auf der Welt
und ich laß' 'hn schö' grüaß'n
i brauchat a Geld.

Aufdrahn:

Aber aufg'wixt, aber aufg'wixt,
mir habm dahoam a nix,
a kohlschwarze Kuah
und koa Fuader dazua.

A groß' Faßl Bier,
schreibts ma auffi auf d'Tür
damit's alle Leut sehgn
daß i liaderli wir'.

Und bi' liaderli wor'n
und hab 's Geld versoffa
was geht's ander Leut an
hat mi selber troffa.

I bin a jung's Bürscherl
i bin a jung's Bluat
und i tanz' durch dös Zimmer
daß es Geld scheppern tuat.

Aber Hochberger rieg'lts enk
d'Tiafböcker prügln enk
nehman enk d'Mentscher weg
aft habts an Dr. . .

Frotz'ln und spött'ln:

Vo Wean bis auf Krems
find'st koa oanzig's schön's Mensch
und vo Krems bis daher
find't ma aa koane mehr.

Aufn Zwettlinger Markt
da gibt's Ochs'n grad gmua
und dö oan wer'n verkaft
und dö andern schau'n zua!

Wannst du in dö Kircha kimmst,
aft is's scho' G'schehgn
und da drahn si dö Heilig'n um,
wann s' di nur sehgn.

In Hochberger Teicht
wer'n dö schön Mentscher g'weicht
und in der Osterwocha
da wer'n s' heili g'sprocha.

„Heil'ger Florian, schütz' unser Haus!“

In vielen österreichischen Gemeinden fällt dem motorisierten Wanderer immer wieder eine besondere Heiligenfigur auf, die zumeist mit Helm und Wassereimer dargestellt ist und einen Ehrenplatz im Dorfbild einnimmt. Es handelt sich dabei um den Hl. Florian, der in bäuerlichen Gemeinden seit altersher als Schutzpatron, der Haus und Hof vor Feuersnot bewahren soll, gilt. Über die religiöse Bedeutung hinaus, stellen diese Statuen oft auch historische Denkmäler dar und manche Inschrift auf so einem „Floriani“ gibt dem Geschichtsforscher deutliche Hinweise auf Jahrhunderte zurückliegende Geschehnisse.

Einer der interessantesten Floriani-Statuen steht in dem kleinen idyllischen Waldviertler Dorf Albrechtsberg an der großen Krems, das man von Wien aus über die Wachauerstraße und dann weiter über den „Seiberer“ bequem in 2 Autostunden erreicht.

Der Albrechtsberger Floriani ist eine besonders gut erhaltene Statue aus dem 18. Jahrhundert und gibt dem großen Dorfplatz sein Gepräge. An seinem Brunnen vergnügen sich die Dorfkinder bei plätscherndem Spiel und auch die geplagten Bäuerinnen verschmähen nicht eine kleine Rast bei gemütlichem Plausch vor dem steinernen Heiligen, der so viel zu hören bekommt und doch nichts weiterplaudert.

Dafür prangt er auch im Sommer in reichem Blumenschmuck, den er der liebevollen Betreuung durch den „blumennarrischen“ Briefträger des Ortes verdankt.

Albrechtsberg hatte durch Krieg und Feuer in seiner Geschichte viel zu leiden. Durch eine große Feuersbrunst wurde selbst die trotzige Burg Albrechtsberg, die viele kriegerische Abenteuer überstanden, in Mitleidenschaft gezogen, während einige Jahre später das ganze obere Dorf mitsamt dem Pfarrhof, dem Meierhof und dem Schäferhof abbrannte.

Die Floriani-Säule aus Sandstein ist ein Denkmal für Rettung aus Feuersbrunst. Die Vorderseite zieren die Wappen Lempruch und Schlugg. Auf der Rückseite steht, allerdings kaum mehr zu entziffern: Franz Joseph, Reichsfreiherr und Panierherr von Lempruch, Herr der Herrschaft **Albrechtsberg, und Antonia, Reichsfreiin von Lempruch, geb. Ehrmann** zum Schlugg. Und darunter die Jahreszahl: 1757.

Die um das Jahr 1157 von einem Babenberger gegründete Burg Albrechtsberg befindet sich seit 1677 im Familienbesitz derer von Lempruch und zählt dank der Großzügigkeit des gegenwärtigen Besitzers, Freiherrn Karl von Lempruch, zu den besterhaltenen Burgen Österreichs. Zur Zeit ist ein Großteil der Räume an den spanischen Laienorden Opus Dei vermietet, der die Burg zu einem geistigen und kulturellen Zentrum ausbauen will.

Nun wacht also der Hl. Florian am Dorfplatz in steinerner Ruhe um derartige Brandkatastrophen zu verhindern.

Überdies hat die Ortsfeuerwehr auch eine moderne Motorspritze. „Sicher ist sicher!“, mögen sich die Albrechtsberger dabei gedacht haben. Und schließlich kann der Hl. Florian auch nicht überall sein.

Aus der Zeit, da es noch keine Feuerversicherungen gab, stammt vermutlich auch der alte Floriani-Spruch: „Ich bitt' Dich, Hl. Florian, schütz' unser Haus, zünd' s and're an!“

Was von so einem Heiligen nicht alles verlangt wird!

Aber das kann ihn alles nicht aus seiner steinernen Ruhe bringen, den Hl. Florian von Albrechtsberg!

Sepp Koppensteiner

Der Krapfen

(Sage)

Der Sohn des Hofbauern von Harmanstein ging zu einem Mädels, das bei ihren Eltern im Halterhäusl wohnte. Den Hofbauerleuten war aber das gar nicht recht und es gab deswegen oft viel Verdruss im Hause. Doch der Bursche ließ sich nicht davon abbringen und das Mädels wendete alle Künste an, ihn zu halten. Eines Tages gab das Mädels dem Burschen einen Krapfen. Dem jedoch schien die Sache doch nicht so ganz geheuer, vielleicht schöpfte er auch Verdacht und so aß nicht er den Krapfen, sondern gab ihn dem Stier. Kaum hatte ihn der gefressen, wurde er so wild, daß mit ihm nichts anzufangen war. Er wollte schnurstracks zum Halterhäusel.

Als der Bursch das sah, war er kuriert! Er ging seitdem nicht hin, wollte auch mit dem Mädels nichts mehr zu tun haben.

BUCHDRUCKEREI

JOSEF FABER

KREMS AN DER DONAU

Obere Landstraße 12, Telefon 2002 und 3040, FS. 07119

Prompte Lieferung von Merkantil-Drucksorten sowie Zeitschriften und Werken in moderner und geschmackvoller Ausführung

Verlag der 11 Faber-Blätter

Niederösterreichische Land-Zeitung

Badener Nachrichten

Hollabrunner Heimatzeitung

Horner Kurier

Korneuburg-Stockerauer Nachrichten

Mödlinger Zeitung

Unabhängige St. Pöltner Neue Zeitung

Volkspost

für die Bezirke Aspang, Gloggnitz und Neunkirchen

Weinviertler Nachrichten

Wiener Neustädter Rundschau

Zwettler Nachrichten

Die vielgelesenen Wochenzeitungen Niederösterreichs

Spezialverlag für Trafik-Buchhaltungsbelege

Waldviertler Kultur Nachrichten

Jubiläen - Gedenktage 1970

Es feiern:

- Den 50. Geburtstag
am 1. März Sepp Hobiger, Mundartdichter in Eichberg.
- Den 65. Geburtstag
am 14. August Raimund Weißensteiner, Komponist aus Hoheneich.
- Den 70. Geburtstag
im Jänner Franz Zeh, Kunstmaler in Heidenreichstein,
am 3. Juli Josef Pfandler, Dichter aus Gmünd-Böhmeizel.
- Den 75. Geburtstag
am 10. August Imma von Bodmersdorf, Dichterin in Rastbach.
- Den 80. Geburtstag
am 27. Feber Dr. Fritz Dworschak, ehem. Direktor des Kremser Stadtarchivs.

In memoriam:

- Vor etwa 305 Jahren
wurde um 1665 in Gmünd Johann Jordan, Verfasser des 1. gedruckten
Wiener Häuserverzeichnis (1703) geboren.
- Vor 275 Jahren
wurde am 12. März 1695 in Aggsbach der Historiker Sigismund Calles
geboren.
- Vor 270 Jahren
wurde am 10. Dezember 1700 in Waldhausen/O.Ö. Franz Amon (P. Placidus),
Dichter und Benediktiner in Melk, geboren.
- Vor 170 Jahren
verstarb 1800 in Wien der Bänkelsänger und Dichter Peter Rull, der etwa
1730 in Pöchlarn zur Welt kam.
- Vor 155 Jahren
wurde am 27. November 1815 in Zwettl der Pfarrherr und Heimatforscher
Franz Weiglspurger geboren.
- Vor 145 Jahren
verstarb 1825 in Geras der Heimatforscher Hieronymus Alram, ein ge-
bürtiger Gmünder.
- Vor 140 Jahren
wurde am 24. März 1830 in Kirchberg am Walde der Dichterst Robert
Hamerling geboren.
- Vor 130 Jahren
wurde am 28. August 1840 in Horn der Mundartdichter Moritz Schadek
geboren.
- Vor 120 Jahren
wurde am 23. Juni 1850 in Neuniederschrems Bischof Johannes Rößler
geboren.
- Vor 110 Jahren
wurde am 22. Feber 1860 in Schrems der Mundartdichter Josef Allram
geboren und
wurde am 27. Juli 1860 in Weinzierl der Heimatforscher Franz Grießer,
Stadtpfarrer von Heidenreichstein, geboren.
- Vor 105 Jahren
wurde am 13. April 1865 in Wien der Maler der Wachau und des Wald-
viertels, Max Suppantchitsch, geboren.
- Vor 95 Jahren
wurde am 28. Juni 1875 in Mühlbach der begnadete Mundartdichter Josef
Misson geboren,
wurde am 28. Oktober in Vierzigerwald der Prähistoriker Anton Hrodegh
geboren und
wurde weiters 1875 in Wien der Schriftsteller Hans Stiftegger geboren,
der in Zelking bei Melk lebte.

- Vor 90 Jahren
wurde am 14. September 1880 in Großgerharts der Heimatforscher Dechant Rupert Hauer geboren und
wurde am 24. November in Radlbrunn bei Ziersdorf der Mundartdichter und „Naz“-Fortsetzer Franz Zimmermann, der in Horn wirkte und starb, geboren.
- Vor 65 Jahren
wurde am 27. Oktober 1905 in Zwettl der Mundartdichter Karl Hafner geboren und
wurde 1905 in Lilienfeld der Schriftsteller Franz Petuelli geboren.
- Vor 45 Jahren
verstarb am 20. Dezember 1925 in Wien der aus Marbach an der Kleinen Krems stammende Mundartdichter Karl Barth.
- Vor 35 Jahren
verstarb am 2. Mai 1935 in Brühl die Dichterin Luise Hackl, verstarb in Pöggstall der Maler Anton Neidhart und
verstarb ebenfalls 1935 in Winterberg der Schriftsteller Johann Peter, der als Oberlehrer im Waldviertel wirkte.
- Vor 25 Jahren
verstarb am 23. März 1945 in Gmünd bei einem Bombenangriff Altbürgermeister und Stadthistoriker Ignaz Pilz,
starb am 15. April Mundartdichter Karl Hafner bei Dünkirchen den Heldentod und
verschied im Stift Altenburg der Historiker, Dichter und Priester P. Friedrich Endl, gebürtig aus Franzen.
- Vor 20 Jahren
verstarb 1950 in Melk der Schriftsteller Franz Petuelli.
- Vor 5 Jahren
verstarb 1965 in St. Pölten der Mundartdichter Karl Breit, gebürtig aus Klein-Gloms.

Jahresbericht des Volksliedwerkes

Auch heuer wieder hat das Österreichische Volksliedwerk, Arbeitsausschuß für Wien und Niederösterreich, einen **beachtenswerten Rechenschaftsbericht** vorgelegt. Für den Heimatforscher ist die Auswertung der großen Bestände dieses Archives oftmals von großer Wichtigkeit. Wieder soll betont werden, daß der Heimatforscher in diesem Institut Rat und Unterstützung in vollem Maß findet.

Der Zuwachs ist bei fast allen Abteilungen, deren Bestände durch Karteien erschlossen sind, beachtenswert. Hier sollen nur die das Waldviertel betreffenden Neuerwerbungen vermerkt werden.

Die Abteilung Volkslied und Volkspoesie wurde um 241 Nummern vermehrt, darunter sind sechs Lieder, ein Spruch und eine Bittandacht aus Großpertholz, Eisgarn und Purrath bei Arbesbach, aufgezeichnet von Franz Schunko und Erwin Sauer sowie 33 Liedtexte und Abbittegebete aus Ottenstein, ebenfalls von Franz Schunko aufgezeichnet.

Weiters erhielt das Volksliedwerk Brauchtumsaufzeichnungen aus Engelbrechts bei Kautzen, und von Anni Stöger 54 Ländler aus Weinzierl und Göpfritz.

Im Gedenkjahr „150 Jahre Volksliedsammlung in Österreich“ hat weiters der Arbeitsausschuß zusammen mit der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft einen Faksimiledruck der „Österreichischen Volkslieder mit ihren Singweisen“ von Franz Ziska und Julius Max Schottky, 1819, der klassischen Sammlung der frühen Biedermeierzeit, herausgegeben.

Abschließend gilt unser Dank dem verdienstvollen Leiter des Volksliedwerkes Direktor Franz Schunko, der durch seine Tätigkeit in gleicher Weise Heimatforschern und Volkskundlern wertvolles Kulturgut bewahrt.

Albert Reiter verstorben

Am 22. Feber verschied ein großer Sohn unserer Heimat, der Komponist Albert Reiter. Seine Persönlichkeit und die vielen großartigen Werke sollen in der kommenden Festnummer „Musik im Waldviertel“ eingehend gewürdigt werden.

BEZIRK KREMS

Das Institut für mittelalterliche Realienkunde Österreichs in Krems

Über Anregung der Stadt Krems hat die Österreichische Akademie der Wissenschaften mit Wirkung vom 1. Feber 1969 in Krems an der Donau das „Institut für mittelalterliche Realienkunde Österreichs“ ins Leben gerufen und mit der Leitung desselben Herrn Archivdirektor Univ.Doz. Dr. Harry Kühnel betraut.

Diese wissenschaftliche Institution hat die spezielle Aufgabe, mit Hilfe der zeitgenössischen mittelalterlichen bildlichen Quellen alle Geräte, Gebrauchsgegenstände, Objekte — Realien genannt — fotografisch in Schwarz-Weiß und Farbe zu erfassen und wissenschaftlich zu bearbeiten. Es wird hiemit eine Dokumentation für ganz Österreich durchgeführt und folgende wichtige Sachgebiete erfaßt:

- | | |
|-------------------------------------|----------------------------------|
| I. Siedlungen | XII. Bergbau |
| II. Profane Bauwerke | XIII. Handel |
| III. Sakrale Bauwerke | XIV. Verkehr und Beherbergung |
| IV. Wohnen | XV. Recht- und Verwaltung |
| V. Kleidung und Schmuck | XVI. Wissenschaft und Bildung |
| VI. Essen und Trinken | XVII. Zeitmessung |
| VII. Haushalten | XVIII. Symbole und Zeichen |
| VIII. Körper- und Gesundheitspflege | XIX. Fischfang |
| IX. Lebenslauf | XX. Unterhaltung und Belustigung |
| X. Land- und Forstwirtschaft | XXI. Natur |
| XI. Handwerk | XXII. Krieg |

Demnach müssen die Mitarbeiter zunächst die in den Museen und Sammlungen, in Kirchen und Klöstern sowie im Privatbesitz vorhandenen mittelalterlichen Tafelbilder bearbeiten und in späterer Folge ebenso sehr alle Wandmalereien, tausende Bände mit Buchmalerei, ferner grafische Blätter, Heiltümer und Plastiken.

Die nach dem oben erwähnten Schema aufgeschlüsselten Details werden mit Hilfe von Sichtlochkarten erfaßt, so daß bei Anfragen aus wissenschaftlichen Kreisen in kürzester Zeit Auskunft erteilt werden kann. Das Institut verfügt über ein eigenes Fotolabor, eine Dunkelkammer sowie ein Atelier und der am Institut beschäftigte Fotograf muß bei den Rundfahrten an Ort und Stelle die Aufnahmen vornehmen und das gesamte Filmmaterial entwickeln und kopieren. Die Aufbewahrung der Negative und Positive erfolgt in Plastikbehältern, die in eine Verschubregalanlage aufgehängt werden. Mit der Bereitstellung dieses umfangreichen und wertvollen Fotomaterials wird ein wesentlicher Beitrag zur Erforschung der Kunstgeschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde, Technik-, Medizin-, Wirtschafts-, Sozialgeschichte und anderer Disziplinen geleistet.

Das Institut für mittelalterliche Realienkunde Österreichs ist das erste Institut dieser Art in Europa und hat bereits mit einigen ausländischen Staaten, z. B. in Nord- und Südamerika Verbindung aufgenommen. Ein erster wissenschaftlicher Versuch wurde gemeinsam mit der Österreichischen Galerie in Form der Exposition „Alltag und Fest im Mittelalter“ unternommen. Das Fernziel des Instituts besteht in der Herausgabe eines mehrbändigen „Lexikons der mittelalterlichen Realien Österreichs“.

Dr. Gert Adamek
wissenschaftlicher Assistent des Instituts

KREMS

Flächensanierung des Bürgerspitalviertels

Im Kremser Bürgerspitalviertel sind derzeit noch sehr desolate Wohnungsverhältnisse. Im „N.Ö. Kultur Almanach“ sprach kürzlich DDr. Heinz Stadler über die geplante Sanierung dieses Stadtteiles. Es handelt sich bei der Sanierung dieser Wohnungen um das bisher größte Projekt im Zuge der Kremser Altstadtanierung. Das 1470 erbaute Bürgerspital ist ein sowohl historisch als auch künstlerisch bemerkenswerter Komplex. Der wertvolle Baubestand muß auf jeden Fall erhalten werden.

Die Gebäudeteile waren für die Versorgung alter und kranker Menschen bestimmt, welchen Zweck sie aber jetzt verloren haben. Die zellenartigen Kleinwohnungen sind unserer Zeit nicht mehr angepaßt.

Große Probleme waren mit der 3 Jahre dauernden Planung verbunden. Das Bürgerspital soll nun nicht bloß restauriert, sondern zu einem Modellfall für eine mehrfunktionelle Wiederbelebung durch Einrichtung von Wohnungen, Geschäftslokalen, Büroräumen (auch der Stadtverwaltung), Werkstätten etc. werden. Manche baulich nicht wertvolle Teile, die ohnehin vom Verfall bedroht sind, müssen abgebrochen werden. Das Unternehmen ist insofern erfolgversprechend, da viele Mieter, auch die Jugend, lieber Althäuser mit individuellerem Charakter bewohnen wollen.

Bei der Renovierung des Kremser Bürgerspitalviertels wird erstmals die neuentwickelte Idee und Methode der Flächensanierung, die an die Stelle punktueller Restaurierungsarbeiten an denkmalpflegerisch bedeutenden Bauwerken treten wird, verwirklicht werden. Z.K.

Fortschritte am neuen Museum

In einer Presseführung informierte Universitätsdozent Dr. Kühnel über den Fortgang der Arbeiten im neuen Museumsgelände Dominikanerkloster. Herzstück ist der hohe, lichtdurchflutete Kirchenraum, mit der atemberaubenden Raumwirkung, der auf das 13. Jahrhundert zurückgeht. Von außen nicht erkennbar, wird im Inneren zügig gearbeitet. Es ist Winterarbeit, die da hinter den Mauern in Angriff genommen wurde. Eine Arbeitsregelung, die in Hinblick bei der Altstadtsanierung Anwendung findet und die Vollbeschäftigung der Baufirmen auch in der kalten Jahreszeit sichern wird.

Die Auswechslung von zwei Pfeilern erwies sich als nötig, ein dritter erhält Klammern. Das Gutachten von Diplomarchitekt Werner erfordert die Maßnahme, die letzten Endes der Sicherheit des Gebäudes ebenso wie seiner Umgebung zugute kommt. Ein Pfeiler ist eben in Arbeit. Die Firma Ehgartner zog Träger und Stützbalken ein und hob den Pfeiler ab. 360 Tonnen lasten auf den Traversen. In vierzehn Tagen steht der neue Kern aus Eisenbeton, der mit der ursprünglichen Steinverkleidung wieder eingefaßt wird. Die Steinmetzfirma Langer und Miller sind an der Aufgabe beteiligt. Sie werden weiters die Halbsäulen und Kapitelle ergänzen.

Es gilt ferner, die Gemälde zu restaurieren (ab Frühjahr 1970), den Estrich zu verlegen und die Heizung einzurichten. Im Verlauf des Rundgangs fielen die Erdarbeiten im Hof des Kreuzgangs auf, wo der Brunnen beim alten Nußbaum wieder sprudeln soll, die Kreuzgangfenster ihre schmiedeeiserne Einfassung erhalten und die Entfeuchtung in den Erdgeschoßräumen in Angriff genommen wird.

Exponate, von der Urgeschichte bis zu Werken heimischer Künstler der Gegenwart finden im neuen Mustermuseum Aufnahme. Dr. Kühnel denkt sogar daran, sehr eindrucksvolle Schaustücke nicherheimatlicher Herkunft als Dauerleihgaben aufzustellen. Im Mai wird eine internationale Presseenquête einberufen. L. P.

Hofrat Dr. Fritz Dworschak vollendete das 80. Lebensjahr

Fritz Dworschak wurde am 27. Februar 1890 in Krems geboren, besuchte das hiesige Gymnasium und absolvierte das Institut für Österreichische Geschichtsforschung (Geschichte, Hilfswissenschaften und Kunstgeschichte) an der Universität Wien als ordentliches Mitglied 1913, in welchem Jahre er auch promovierte. 1913 bis 1945 am Kunsthistorischen Museum in Wien tätig, zuletzt als dessen Erster Direktor und Leiter des Münzkabinetts, verfaßte er zahlreiche Arbeiten über die Münzgeschichte, darunter über die ältesten österreichischen, in Krems um 1120 geprägten Pfennige und das älteste Siegel unserer Stadt (1250). Die Geschichte der Medaille behandelte er im großen, mit besonderem Erfolg widmete er sich den Werken der spätgotischen Skulptur und Malerei und hat nicht weniger als 40 bisher unbekannte Künstlernamen dem Kunstlexikon eingefügt.

Die „Kremser Schmidt-Ausstellung“ und die Ausstellung „Gotik in Niederösterreich“ (1951 und 1959) mit ihren Katalogen und zusammenfassenden Werken vervollständigten das Bild seiner Tätigkeit, wobei er sich die Mitarbeit

namhafter Wissenschaftler sicherte. Die Minoritenkirche in Stein ist das dauernd sichtbare Zeichen einer ideenreichen Gestaltung musealer Vorhaben.

Im übrigen widmete er sich von frühester Jugend an der Kammermusik. Auch hierüber schrieb er zwei Monographien „Beethoven in Gneixendorf“ (1927) und „Haydns erste Streichquartette“. Gegenwärtig ist der Jubilar mit weiteren Arbeiten beschäftigt, die eine Reihe von wertvollen Skulpturen des Kremser Umlandes ans Licht brachten.

Der um die Österreichische Geschichte hochverdiente Forscher Dr. Alphons Lhotsky, Ordentlicher Professor der Wiener Universität, würdigte die Persönlichkeit des Jubilars anlässlich der Erneuerung des Doktordiploms nach 50 Jahren unter anderem mit folgenden Worten:

„Es widerstrebt mir, in der üblichen Katalogmanier ihre schriftlichen Opera aufzuzählen und zu erläutern. Inventuren dieser Art sind nur dort am Platze, wo man sonst nichts zu sagen weiß. Lieber will ich einer Tat gedenken. Als einer ihrer Mitarbeiter in der schwersten Zeit bin ich lebendiger Zeuge ihrer erstaunlichen Geschicklichkeit und Umsicht, ihres hohen Verantwortungsbewußtseins gewesen, das noch durch und durch alte Schule war, und habe, bis in die bösen Tage und Nächte des April 1945, gesehen, wie sie alles und noch mehr getan haben, unersetzliche Güter menschlicher Kultur zu schützen, zu bewahren, ja sogar selbst noch unter den allerschwierigsten Umständen ihre wissenschaftliche Erschließung fortzuführen. Wenn wir diese Güter heute so besitzen, als ob eines der furchtbarsten Geschehnisse der Menschheits- und der österreichischen Geschichte nicht darüber hinweggerollt wäre, so ist dies vor allem ihr Verdienst. Dem gegenüber mag alles, was sie seither noch ihrer Stadt Krems und unserer niederösterreichischen Heimat geleistet haben, sekundär erscheinen, obgleich es viel, sehr viel ist.“

Kr. Z.

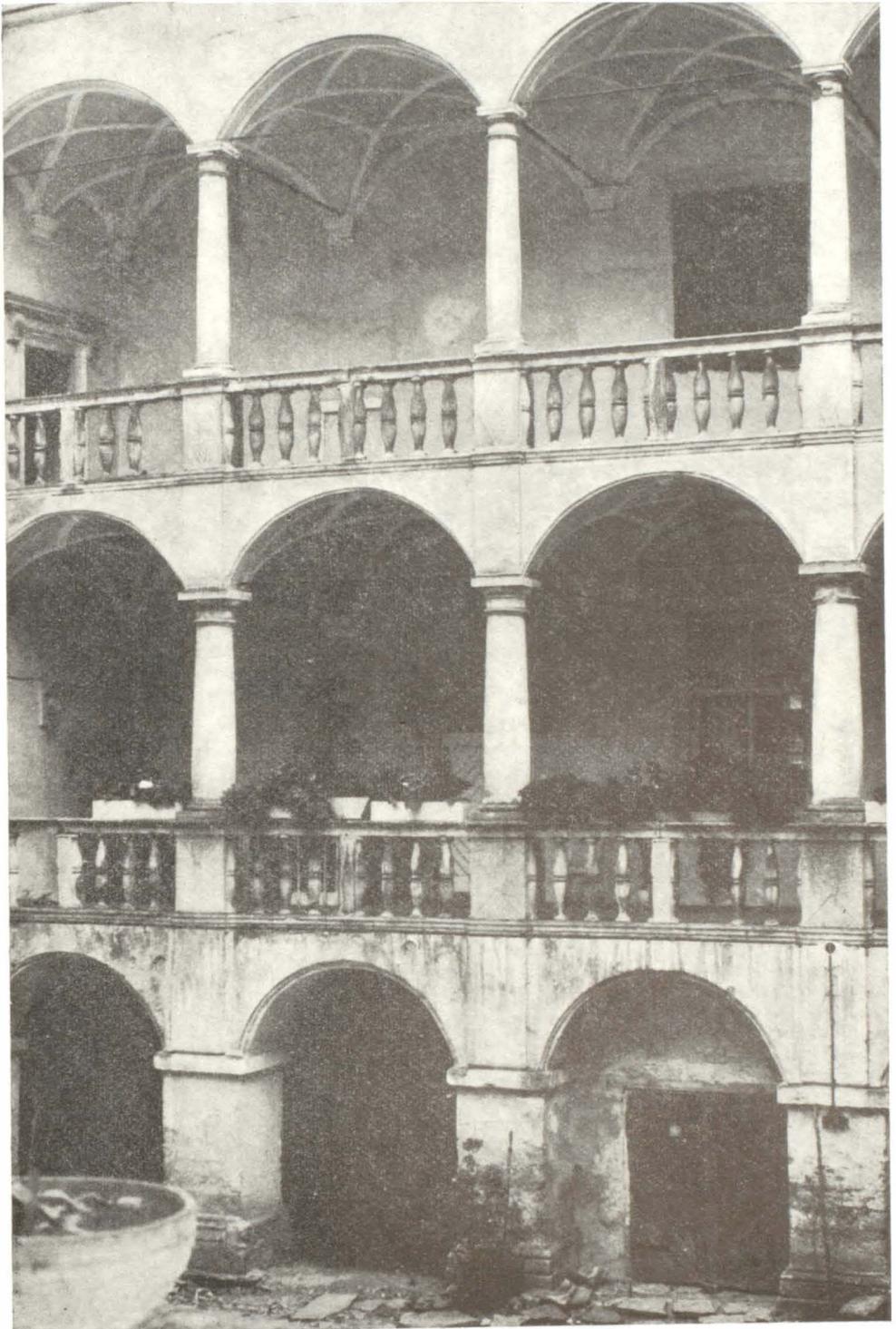
Hermine Cloeter gestorben

Am 22. Feber dieses Jahres starb im Kremser Krankenhaus die erfolgreiche Schriftstellerin Hermine Cloeter, die weit über die Grenzer Niederösterreichs bekannt und geachtet war.

Am 31. Jänner 1969 konnte Frau Prof. Hermine Cloeter noch in bewunderungswürdiger geistiger Frische ihren 90. Geburtstag feiern, der Anlaß zu vielfachen Ehrungen bot, worunter die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes durch die Marktgemeinde Weißenkirchen sie besonders erfreute, kam doch dadurch die Verbundenheit und Wertschätzung mit ihrer Wahlheimat zum schönsten Ausdruck. — Kurz darauf überbrachte Frau Vizebürgermeister Gertrude Sandner persönlich nach Weißenkirchen, begleitet u. a. auch von Reportern des Österreichischen Rundfunks, die „Silberne Medaille der Stadt Wien“, die Frau Prof. Cloeter anlässlich ihres 90. Geburtstages verliehen worden war. Wer die Sendung der damals gemachten Aufnahme gehört hat, mußte von der Stimme der Jubilarin beeindruckt sein, die kein Mensch für die einer Neunzigjährigen gehalten hätte. Auch die damals gemachten Lichtbildaufnahmen zeigen in der Haltung das Bild der vollendeten Dame und das vergeistigte Antlitz der großen Schriftstellerin.

Doch im folgenden Jahre zeigten sich leider zunehmend die Zeichen eines allmählichen Kräfteverfalls, verschärft durch eine — seit Jahren drohende — nahezu völlige Erblindung. — Ein solches schweres Schicksal wurde allein dadurch erträglich, daß sie sich in den vertrauten Räumen ihres schönen Heimes bewegen konnte, aufopfernd betreut und umsorgt von ihrer getreuen Hausdame und Wirtschafterin Frau Isolde Fritsch.

Hermine Cloeter wurde 1879 in München geboren, kam aber schon im frühesten Kindesalter mit ihren Eltern nach Wien und kann daher mit Fug und Recht als Wienerin angesprochen werden. Sie hat um das Jahr 1902 zu schreiben begonnen, war dann ab 1907 ständige Mitarbeiterin der „Neuen Freien Presse“ und hat bis zur Einstellung dieses Blattes nicht weniger als 200 interessante Beiträge (Feuilletons) auf den Gebieten der Kulturgeschichte, der Kunst und Literatur veröffentlicht. Rasch erwarb sie sich einen ausgezeichneten Ruf als Schriftstellerin, deren formvollendete Veröffentlichungen immer auf sehr gewissenhaften Forschungen beruhten. Bald folgten ihre Wien-Bücher, „Zwischen Gestern und Heute“ (1912), „Häuser und Menschen von Wien“ (1915), „Geist und Geister aus dem alten Wien“ (1922), die alle Viennensien-Freunde begeistert aufhorchen ließen. Es folgten „Donauromantik“ (1923), „Die Grab-



Innenhof im Schloß Drösiedel
(Gerichtsbezirk Raabs an der Thaya)
(Photoarchiv Loskott)



Erste Bildpostkarte Österreichs (1869/71) mit der Ansicht von Stift Melk

oben: Bildseite

unten: Anschriftseite

(Photo: F. Hutter, Melk)



stätte Mozarts“ (1951), „Beglücktes Wandern“ (1947), „Johann Thomas Trattner“ (1952), „Verklungenes Leben“ (1961), „Wiener Gedenkblätter“ (1966).

Diesem reichen literarischen Schaffen blieb auch die Anerkennung und der Erfolg nicht versagt. Viele Auszeichnungen wurden ihr zuteil. 1954 erfolgte die Verleihung des Professortitels, 1964 zeichnete der Staat sie durch Verleihung des „Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst“ aus.

In Weißenkirchen war Frau Prof. Cloeter seit über 40 Jahren ansässig, hochgeachtet und beliebt, bei allen Weißenkirchnern als dazugehörig anerkannt.

Von dem Künstlerstammtisch in Dürnstein bei Thiery ist nun die letzte Lebende dahingegangen. Die damalige Zeit hat uns Hermine Cloeter so wunderbar in ihrem Buche „Donauromantik“, im Verlag Josef Faber in Krems erschienen, dargestellt und überliefert. Dafür allein muß die Wachau ihr immerwährend danken.

L. Z.

LANGENLOIS

Museum sehenswert

Das Heimatmuseum ist seit kurzem noch sehenswerter: Es ist um einen sogenannten „Altdeutschen Raum“ und einen „Altgeräteraum“ reicher geworden. Heuer folgt nun der Abschluß der gründlichen Außenrenovierung. Dann wird eine Tafel zur Erinnerung an den Gründer Direktor Karl Spitzwieser angebracht.

Sein und seiner Nachfolger — Dkfm. Rothbauer und dessen Gattin Irmgard — Aufbauwerk kann nun dank des gleichermaßen initiativen, idealistischen und umsichtigen Einsatzes des jetzigen Kustos Frau Gertrude Sperker planmäßig fortgeführt werden.

Zahlreiche Exponate konnte sie kostenlos erwerben, gegen Tausch erhalten oder geliehen bekommen. Unter den hochinteressierten Besuchern befanden sich Österreicher, Besucher aus Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland, Schweden, Frankreich, Spanien, Liechtenstein, England, Portugal und den Philippinen. „Nur die Langenloiser überzeugen sich zu wenig, welch großartiges Museum sie besitzen“, hören wir.

Ein ausführlicher Bericht über das Museum erfolgt in einer der nächsten Folgen.

L. P.

MAUTERN

Eine besondere Freude bedeutet die gelungene Renovierung des kostbaren Taufsteines der Stadtpfarrkirche Mautern durch Dipl. Restaurator Gollner.

Mit vasenförmigem Schaft auf einem runden großen Stein fußend, zeigt der Taufstein Rollwerkdekor als zierlichen Anblick in Rundbogennischen. Zeitlich ist dieses herrliche Werk am Ende des 17. Jahrhunderts einzuordnen, wobei die spätgotische Tradition an den Plastiken deutlich erkennbar ist.

Es ist geplant, nach der Neugestaltung des Kircheneinganges, dem Taufstein einen würdigen Platz in der gotischen Barbarakapelle zu geben.

L. P.

Weihnachtsausstellung des Wachauer Künstlerbundes 1969

Die geschmackvoll zusammengestellte Schau an vorweihnachtlichen Bildern verschiedener Art war von durchwegs gutem Niveau. Da in der Bildenden Kunst Älteres und Modernes, Naturalistisches und Unnaturalistisches, soweit es Menschen mit gutem Geschmack zu erfreuen vermag, gleicherweise seine Daseinsberechtigung hat, reichten die Exponate der WKB-Ausstellung von naturgetreulichen Wiedergaben bis in die Bereiche naturfremder Darstellung. Der dominierenden Mitte dieser künstlerischen Gegensätzlichkeit waren die ausgestellten Bilder des Künstlerbundobmannes Prof. Hans Kröll zuzuordnen. Der vielseitige Künstler, der das so gern als erhaltenswert gepriesene, doch zugleich bedauerlichen Verschandelungen preisgegebene Kremser Stadtbild schon mit mehreren schönen Arbeiten schmückte, erfreute mit feinen, auch in den Details reizvollen, vornehmen Monotypien.

Als Exponenten weitgehend naturferner Darstellungsweise, die vielen Kunstfreunden nichts zu sagen vermag und deshalb mehr Ablehnung als Zustimmung findet, waren die ausgestellten Graphiken zweier prominenter Kunstgäste aus Wien zu nennen: H. Heuer's zart nuancierte Aquatintablätter und Zens' sechs Radierungen. Den Gegenpol bilden die naturnahen Ansichten

alter Architekturen von K. Strobl, besonders die stimmungsvolle Schilderung des Steiner Schloßberges.

In alphabetischer Reihenfolge seien die anderen ausstellenden Künstler, teils dieser, teils jener Kunstrichtung zuneigend, genannt: L. Bareuther blieb in ihren großen Aquarellen Wachau, Blume, Weinkeller am Wagram, ihrem gereiften wirkungsvollen Stil treu. Von W. Bergner, einem sehr produktiven heimischen Künstler, sichtlich auch Musikalischem zugetan, wurde eine stattliche Kollektion aus seinem dynamischen künstlerischen Stilsuchen gezeigt. Die Art seiner großflächigen eigenwilligen Schilderungen des unteren Kampptales zwischen Heiligenstein und Grafenegg, mit der er nicht das zu Schauende, vielmehr das subjektiv von ihm beim Schauen Empfundene wiedergibt, dürfte vermutlich viele Betrachter nicht sehr anzusprechen vermögen. Gleiches gilt für die graphisch beachtlichen Tusch- und Farbbilder im Stile George Grosz, der voll beißender Ironie Deutschlands Tiefstanderscheinungen nach dem 1. Weltkrieg schilderte. Amüsant ist Bergners kleine kellerstüberreife Wein-allegorie. Man darf auf den weiteren Weg dieses Langenloisers gespannt sein. L. Hauer, der eindrucksvolle Schilderer des Unbeachteten, stellte drei Bilder bei. Sein anerkanntes Schaffen, über das heuer bereits eine Kollektivausstellung in Krems einen interessanten Überblick bot, wurde damals eingehend gewürdigt. J. Hengelmüller's Kunst war mit drei aquarellierten Stilleben und einer Katzenzeichnung vertreten. Von A. Hochstätter, der geschätzten Spezialistin für Damenporträts, waren neben einem Frauenbildnis und zwei ange deuteten Landschaftsmotiven aus der Wachau, vier wirkungsvolle bunte Klebe-bildarbeiten mit religiösen Motiven zu sehen, von denen besonders „Maria und Martha“ hervorgehoben sei. „Erde“ nennt G. Jilka seine auffallende geometrische Farbkomposition. Die Gemälde von Lederer Alte Frau, Ziegelwerk, Nußbaum, schilderten konturenlose Gegenständlichkeit im Halbdunkel, das nur in einem Stilleben der Helle weicht. K. Sraib kommt mit seinen Wachaubildern dem Publikumsgeschmack wohl mehr entgegen, als mit phantastischem Realismus. A. Stummer schließlich strebt auf dem Gebiet des Holzschnittes nach persönlicher künstlerischer Note. Mit sauberer Schlichtheit kündigt er von dem nicht nur aus Zweckmäßigkeitsgründen beachtlichen Dasein verschiedener Küchengeräte; auch Höfe und Hinterhöfe haben ihre Reize!

Man möchte dem um Seriosität bemühten Wachauer Künstlerbund, der doch in einer alten, malerischen Kleinstadt wie Krems seine Existenzberechtigung haben müßte, aber von privater wie offizieller Seite (außer freundlichen Worten von geringem Handelswert) nur wenig Förderung genießt, wünschen, daß seinen Ausstellungen größeres Interesse entgegengebracht wird als bisher.

Diesem Wunsche schließt sich auch die Schriftleitung an.

L.Z.

BEZIRK GMÜND

Franz Haidvogel — der Lyriker der Farbe

Zur Vollendung seines 60. Lebensjahres im Vorjahr

„Eine der profiliertesten Künstlerpersönlichkeiten des Waldviertels ist zweifellos der Maler Professor Franz Haidvogel. In seinen Aquarellen ist er der Lyriker der Waldviertler Landschaft. Eine poetische Grundstimmung wohnt allen seinen Gemälden inne, die, klar in ihrer Formsprache wahre Werte aussagen und von einem Künstler Zeugnis ablegen, der von der Sucht der Gegenwart nach Verstiegtheit und Scheinproblematik unberührt geblieben ist.“⁽¹⁾

Seit ich diese Sätze schrieb, sind knapp zwei Jahre vergangen. Heute sollen ihnen noch einige Bemerkungen über Haidvogels künstlerisches Schaffen folgen. Die vorangestellten Sätze können gleichsam als Zusammenfassung jener vielschichtigen künstlerischen Elemente Haidvogels dienen.

Der Künstler entstammt einer uralten Waldviertler Familie. Die Urahnen waren Freibauern im Lainsitztal. So scheint bereits 1409 ein Stephan Haidvogel, der bei St. Martin ansässig war, auf ²⁾.

Der Künstler selbst wurde am 31. Oktober 1909 in Harbach bei Weitra geboren ³⁾. Die Eltern Franz und Aloisia, geborene Anderl, führten dort einen stattlichen Einkehrgasthof, namentlich bis 1918 für die böhmischen Viehhändler und die Wallfahrer nach Bründl bei Gratzen.

Im Heimatort besuchte Haidvogel die Volksschule, in der Bezirksstadt Gmünd anschließend die Bürgerschule. Sein ehemaliger Zeichenlehrer dieser Schule bewahrt noch immer Zeichnungen des Knaben auf, der schon die Schönheiten der Heimat im Bilde darstellen wollte und auch konnte.

Es folgen nun Jahre des Studiums in Krems an der Lehrerbildungsanstalt. Hier ist es ein verständnisvoller Lehrer, Professor Kampas, der die Begabung des jungen Mannes erkennt und zu leiten vermag. Schöne Arbeiten entstehen in jener Zeit und welche bessere Aufgabe hätte der Lehrer dem Schüler geben können, als einen Zyklus mit dem Thema „Der Wald“ zu malen. Für den zu innerst mit der Waldheimat verbundenen Haidvogel war das wohl der schönste Vorschlag.

1930 beendet Franz Haidvogel das Studium in Krems. Die wirtschaftlich schlechte Zeit zwingt ihn, außerhalb des Heimatlandes den Lebensunterhalt zu verdienen und, wie er wohl sicher anfangs nicht geglaubt hat, fast zwei Jahrzehnte vergehen, bis der Künstler wieder für dauernd in die Ahnenheimat zurückkehrt.

Aber es waren auch schöne und künstlerisch fruchtbare Jahre. Zwei Jahre hindurch ist Franz Haidvogel Hauslehrer auf einem Karpathenschloß. Er entfaltet eine reiche künstlerische Tätigkeit, wildromantische Landschaften und traumliche Städtchen bringen eine Fülle von Anregungen; — „Wieder waren es die unermeßlichen Wälder, die Stille und Härte der Landschaft, die ihn besonders anzogen.“⁴⁾

Nürnberg und Düsseldorf sind die nächsten Stationen der Auslandsjahre. Haidvogel, obwohl hauptberuflich selbst Kunsterzieher, will noch weiterlernen und findet dazu reichlich Gelegenheit sowie hochbegabte Lehrer. In Nürnberg studiert er am Germanischen Museum, in Düsseldorf ist er Gasthörer an der Meisterklasse der dortigen Akademie und im Berliner Professor Durchfeld-Korn hat er schließlich einen verständnisvollen Lehrer.

1936 ist für das Privatleben des Künstlers ein entscheidendes Jahr. Er heiratet Charlotte, geborene Hanf, aus Erfurt, die ihm eine treuliebende Gattin ist und ihm in guten und bösen Tagen hilfreich zur Seite steht. Zwei Töchter entstammen dieser Ehe.

„Im Waffenlärm schweigen die Musen“ — Franz Haidvogel mußte es am eigenen Leib bitter erfahren. Die Kriegsjahre 1939 bis 1945 rufen ihn an die vorderste Front, 1943 wird er schwer verwundet.

Kaum ist der Krieg zu Ende, beginnt Haidvogel mit neuer Schaffenskraft und er nennt die Zeit von 1945 bis zur Rückkehr in die Heimat, 1949, rückschauend ergiebige Jahre. In Sonthofen lebt er als freischaffender Künstler und etwa ein halbes tausend prachtvoller Werke entstehen in jener Zeit. Blumenstücke und Landschaften sind es in der Hauptsache, weiters betreibt der Künstler erfolgreich in beträchtlichem Umfang die Seidenmalerei.

1949 ist es dann so weit, Franz Haidvogel kehrt in die Heimat und auch ins Elternhaus zurück. 1951 beginnt der Künstler seine Tätigkeit als Berufsschullehrer in Gmünd, wohin er auch, in der Zwischenzeit war Weitra der Wohnort, 1955 übersiedelt. Seit 1957 besitzt Franz Haidvogel sein reizvolles „Tusculum“ am Schützenweg. Ein großes Mosaik kündigt schon weithin, daß hier ein Künstler beheimatet ist.

Die letzten Jahre verliefen äußerlich gesehen ruhig. Für seine Tätigkeit als Berufsschullehrer und seit 1957 Berufsschulleiter in Gmünd erhält der Künstler verdiente Anerkennungen. Im Schuljahr 1966/67 übernimmt Franz Haidvogel am Gmünder Bundesgymnasium den Unterrichtsgegenstand „Bildnerische Erziehung“ in neun Klassen, er unterrichtet bis heute an dieser Anstalt und erfreut sich bei Schülern und Kollegen großer Anerkennung und Beliebtheit. Ab 1. August 1969 schließlich ist Haidvogel Direktor der fünf Landesberufsschulen in Schrems.

„In vielen Ausstellungen konnte man seine duftigen, liebevoll gearbeiteten Aquarelle bewundern, bei denen er mit einem Hauch von Farbe ungeahnte Bildwirkungen erzielt.“⁵⁾

„Die Themen seines Schaffens schöpft Franz Haidvogel in erster Linie aus dem unmittelbaren Erleben der Heimat, vor allem des Waldes, dem er ... alle malerischen Reize und Nuancen abzugewinnen weiß“⁶⁾.

„Der Heimat verschrieben ist es sein Teil, die Seele der Landschaft zu begreifen und wiederzugeben ...“⁷⁾

Drei treffende Stellungnahmen zum Gesamtwerk Haidvogels sollen unsere Betrachtungen einleiten. Haidvogel ist tatsächlich „... der naturverbundenste der Waldviertler Maler, der liebevolle Schilderer des Waldes und der Blumen, der verträumten Kleinstädte und weltvergessenen Winkel, ...“⁴⁸). Naturverbundenheit und innere Tiefe des Gefühls und Herzens sind wesentliche Bestandteile seines Schaffens. Wer ein Bild des Meisters betrachtet, denken wir hier vor allem an die Aquarelle, wird immer vom Stimmungsgehalt begeistert sein. Haidvogel gestaltet wirklich die „Seele der Landschaft“, er vermag es, das hinter dem rein Gegenständlichen Stehende, nur Erschaubare und Erfühlbare wunderbar zu gestalten. Seinen Aquarellen haftet der Zauber der Landschaft, die märchenhafte Romantik weltferner Gegenden an. Er kennt und liebt sein Waldviertel, hat es zu allen Jahreszeiten, Witterungen und Himmelsstimmungen gesehen. Er hat zur Seele der Landschaft, zum ewig Bleibenden und doch nie sich völlig Zeigenden, gefunden.

Wie schon der Titel sagt, möchte ich Haidvogel einen „Lyriker der Farbe“ nennen. Die Farbe ist Wesenselement seiner Kunstwerke. Aus ihr baut er seine zauberhaften Stimmungen auf, sie pflegt und verwendet er in absoluter Reinheit. Elemente des Lyrischen, die da sind Transparenz, Stimmung, Verschweben, Harmonie, können auch in Haidvogels Bildern nachempfunden werden.

Wer die Seele einer Landschaft erschauen will, muß selbst Künstler des Herzens sein. Haidvogel ist so einer. Liebe und Erleben sind wohl in erster Linie Begriffe der Gefühlswelt. Aus der Liebe zur heimischen Landschaft, aus dem Erleben ihrer Schönheiten zu verschiedenster Zeit schafft er seine Gemälde.

Aus der Fülle prachtvoller Bilder und künstlerischer Arbeiten können natürlich nur die großen Gruppen und einige wenige Einzelwerke Erwähnung finden.

Aus dem reichen Motivschatz der ewig schönen Waldheimat schöpft der Künstler nimmermüd Anregungen für zauberhafte duftigste Aquarelle, in der Überzahl, und gelegentlich auch großformatige in kunstreicher Komposition ausgeführte Ölgemälde. Eines davon befindet sich im Sitzungssaal der Weitraer Sparkasse, das neueste, „Die Stadt am Gemünde“, nach Josef Pfandlers gleichnamigen Gedicht 1968 geschaffen, ist für die Gmünder Sparkasse bestimmt.

Dieses Gemälde ist ein wahres Meisterwerk, großartig in Komposition und Raumwirkung, prachtvoll in der zauberhaften, warmen Farbgebung. Wiesen und Felder und in der Detailausführung feinst gezeichnete Bäume sehen wir im Vordergrund, sie umrahmen das „Gemünde“ der beiden Flüsse Braunau und Lainsitz. Den Mittelgrund nimmt die alte Stadt ein, das Gotteshaus, die blockhaft-schweren Häuser, Kunder von Bürgerfleiß vergangener Jahrhunderte. Der Kirchturm ragt in den Himmel hinein, in einen Himmel voll feinsten Stimmung und traumhafter Transparenz.

Eine Spezialität Franz Haidvogels sind die gemalten Urkunden⁹), die er über Auftrag von Gemeinden für verdiente Männer, meist anlässlich ihrer Ehrenbürgerernennung, geschaffen hat, so für Altbundeskanzler Raab, die Landeshauptleute Steinböck und Maurer, Dr. Hubert Salvator, Fürst Fürstenberg zu Weitra u. v. a. Wieder bewundern wir nicht nur meisterhafte Komposition, sondern auch liebevolle feinste Detailausführung. Haidvogels Ortsansichten an der Unterseite der Urkunden sind zauberhafte Miniaturen, in kunstvollster Ausführung.

Auch der Graphiker Haidvogel verdient Beachtung. Der Künstler schuf Illustrationen für Gedichte Sepp Hobigers und in jüngster Zeit zwei ausgezeichnete Einbandentwürfe in modernem klarem Stil für die Festschriften des Männergesangvereines und Bundesgymnasiums in Gmünd.

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß zu Haidvogels Schaffen noch viel anzuführen wäre. Eine kurze Charakteristik seines großen Mosaiks im Vorsaal der Bezirksstelle der Handelskammer Niederösterreich in Gmünd soll die Besprechung der Einzelwerke beschließen:

„Mitten in der Waldviertler Landschaft mit ihrem lichten Himmel und den zarten, frühlinggrünen Wäldern hat der Künstler in einer bewundernswert harmonischen Komposition die fünf Städte seines Heimatbezirkes und vier typische Vertreter heimischen Gewerbefleißes, Spinnerin, Zimmermann, Steinmetz und Glasbläser, hineingestellt. Nach unten hin schließt das Wandbild mit dem blau-gelben Bande, die Landesfarben

und damit die Verbundenheit mit der größeren Heimat Niederösterreich symbolisierend, ab.“¹⁰⁾

Franz Haidvogel steht am Höhepunkt eines Schaffens, das groß an Umfang und reich an inneren Werten ist. Möge ihm eine gütige Vorsehung noch viele Jahre in ungetrübter Schaffenskraft schenken, in denen er das bleiben möge, was er bisher war: Seher der Seele der Landschaft und Lyriker der Farbe.

A n m e r k u n g e n

- 1) Othmar K. M. Zaubek : Professor Franz Haidvogel schuf Mosaik für Gmünd. In: Das Waldviertel NF. 17 (1968) 133.
- 2) Walter Pongratz : Die ältesten Waldviertler Familiennamen. Krems J. Faber 1960. 65, 154.
- 3) Der Verfasser dankt Professor Franz Haidvogel für die Zusammenstellung verschiedener Unterlagen, zum Großteil Manuskripte, und deren Überlassung für die Abfassung dieser Abhandlung.
- 4) Heinrich Schmidt : Franz Haidvogel — Der Maler der Heimatwälder. In: Waldviertler Heimat 2 (1953) 83.
- 5) (Friedrich Mantzsch) : Künstlerischer Wandschmuck im Kammergebäude in Gmünd. In: Osterreichische Lehrerzeitung 22 (1968) Heft 1 15 f.
- 6) Schmidt: ebenda.
- 7) H. S. : Ein Bild über dem Schreibtisch. Aus dem Schaffen eines Waldviertler Künstlers. In: der Waldviertler 89 (1958) Nr. 49.
- 8) Ebenda.
- 9) Ebenda.
- 10) Zaubek ebenda.

Othmar K. M. Zaubek

VD Hannes Zeisler

Sepp Hobiger — ein Fünfziger

Zum Kreis der bekanntesten Mundartdichter zählt zweifelsohne auch Sepp Hobiger, der am 1. März 1970 seinen 50. Geburtstag feierte.

Wenn es heute um den Dichter etwas stiller geworden ist — was außerordentlich bedauert werden muß —, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß ihm die 60 Joch große Landwirtschaft, die nur von ihm und seiner Frau betreut wird, kaum mehr Zeit läßt, seinen poetischen Neigungen nachzugehen. Dabei ist Sepp Hobiger im wahrsten Sinn des Wortes „Dichter und Bauer“, weil der Dichtkunst und dem Pflug die ganze Liebe gilt.

Sepp Hobiger, der kurze Zeit Bauernbundsekretär und zehn Jahre, von 1954 bis 1964, Landtagsabgeordneter von Niederösterreich war, hätte ein „leichteres Leben“ führen können, wenn er mehr Freude an einer Beamtenlaufbahn gehabt hätte. So aber kannte er nur die Verpflichtung, ein Erbe anzutreten, das ihm große Verantwortung und Sorge auflastete, nämlich den Hof seiner Eltern zu übernehmen, der sich schon über 300 Jahre im Besitz der Familie Hobiger befindet. In „Bauernbluat“, seinem ersten Sammelband von Mundartgedichten, heißt es daher auch: „War i do net a Schuft, wann i mi in d'Stodt setzert und dö dahoam alloa loß?“

1954 heiratete Sepp Hobiger die Tochter des Univ.Prof. Dr. Ernst Schönbauer, Elfriede Schönbauer, die aus Liebe zum bäuerlichen Leben heute ihrem Mann hilft, den Erbhof zu bewirtschaften. Der Ehe entstammen vier Kinder: Peter, 16 Jahre; Ernst, 13 Jahre; Michael, 12 Jahre, und der eineinhalbjährige Markus.

Die Wurzeln für die dichterische Begabung Hobigers, der in der Hauptschule in Gmünd die Waldviertler Dichter Szabo und Pfandler zu Lehrern hatte, liegen möglicherweise in der Vererbung begründet. Besteht doch eine Verwandtschaft zu den Mundartdichtern Sepp Koppensteiner und Schmutz-Höbarthen. Der Beginn der schriftstellerischen Versuche fällt in die Zeit des 2. Weltkrieges, als Hobiger, der zweimal verwundet wurde, während seines Lazarett-aufenthaltes Zeit und Muße fand, seinen poetischen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Wenn seine Erstlingswerke — Einakter für die Frontbühne — auch in Schriftsprache verfaßt waren, so ist doch schließlich die Mundartdichtung zu seiner Domäne geworden. Sie ist zutiefst verwurzelt in unserer österreichischen Heimateerde, im Denken und Empfinden unseres Bauernvolkes, dem Sepp Hobiger stets aufs engste verbunden blieb.

Nach Kurzgeschichten und Glossen in Lokalzeitungen sowie nach Abfassung von Fachartikeln über landwirtschaftliche Probleme, durch die er bekannt wurde, fanden sich Förderer der Begabung Hobigers, so daß im Jahre 1949 die erste Sammlung von Mundartgedichten und sechs Erzählungen unter dem Titel „Bauernbluat“ erscheinen konnte. Hierin gelang es dem Dichter, in

knapper Form und durch Vermeidung jedes Überschwanges echtes Bauerntum einzufangen und Lebensweisheiten in dichterische Form zu gießen.

Der Erfolg dieses Gedichtbändchens bewirkte, daß bereits im März 1953 wieder ein Büchlein mit Mundartgedichten in Druck gelangte, das den Titel „Hinter Pflug und Egge“ trug. Es hätte kein besserer gefunden werden können, denn tatsächlich entstand ein Großteil der Gedichte in jenen Stunden, die Hobiger hinter dem Pflug verbrachte. Diesmal zeigte er sich übrigens als Dichter mit urwüchsiger, manchmal beinahe derbem Humor, der aber nie verletzen wollte. Er erweist sich als ausgezeichnete Beobachter seiner Mitmenschen, vor allem ihrer allzu menschlichen Schwächen, die er mit liebevollem Spott aufs Korn nimmt.

Noch im selben Jahr, nämlich im Oktober 1953, erschien ein weiterer Gedichtband mit dem Titel „Bauernliab und Bauernlebn“. Im Vorwort sagt uns Hobiger deutlich, was ihn bewog, für andere zu schreiben. Er sollte in erster Linie „ein wenig Freude und Heiterkeit in das Alltagsleben bringen“. Unter diesen Gesichtspunkten sollte das Werk Hobigers vor allem auch betrachtet werden.

Die Prosa des Dichters umfaßt vornehmlich Geschichten aus der bäuerlichen Umwelt, von ländlicher Tradition, kurze Erzählungen von Nachkriegserscheinungen und Sonderlingen, aber auch zarte Stimmungsbilder.

Dem Dichter bleibt aber nicht nur wenig Zeit zum Schreiben, er findet auch kaum Muße, seinen Hobbies, dem Lesen und der Jagd, nachzugehen. Neben seiner Arbeit auf dem Hof widmet er sich — als Vizebürgermeister der Großgemeinde Großdietmanns — der Kommunalpolitik.

Nicht vergessen werden soll durch die furchtbringende und bemerkenswerte Zusammenarbeit Hobigers mit vielen bekannten Mundartdichtern Niederösterreichs. So gab es Dichterlesungen zusammen mit Sepp Koppensteiner, Auguste Binder-Zisch, Josef Weiland und Lois Schiferl.

Es ist zu hoffen, daß dieser Sänger unserer Heimat nicht verstummen möge und sein Vorhaben, einen Gedichtband mit Versen von und um die Jagd herauszubringen, recht bald verwirklicht wird; zur Freude der vielen Freunde ländlicher Poesie. Auch eine Neuauflage der drei erwähnten Sammelbände wäre begrüßenswert. So könnte die große Tradition unserer Heimatdichter fortgesetzt und gerade der Mundartdichtung, die noch etwas stiefmütterlich behandelt wird, zu der ihr gebührenden Stellung innerhalb der gesamtösterreichischen Literatur verholfen werden.

Die Schriftleitung des „Waldviertels“ entbietet dem Jubilar aus Anlaß der Vollendung des 50. Lebensjahres die herzlichsten Glückwünsche.

(Die Schriftleitung)

Schulrat Josef Pfandler — 70 Jahre

Im Juli dieses Jahres vollendet der Dichter und Schriftsteller Josef Pfandler sein siebenzigstes Lebensjahr. „Einer, der seit Generationen im Granitland daheim ist...“, so kennzeichnet der Dichter selbst im knappen Vorwort des Lyrikbandes „Schrift im Granit“ sein Herkommen. Er wurde am 3. Juli 1900 als Sohn eines Kleinhäuslers in Böhmeil bei Gmünd geboren. Der aufgeweckte Bub besuchte die Lehrerbildungsanstalt in Budweis, wo er knapp nach dem Ende des ersten Weltkrieges maturierte. Bald führte ihn sein Berufsweg wieder in seine Heimatstadt Gmünd, wo er als Hauptschullehrer für die Fächer Deutsche Sprache, Geschichte und Erdkunde bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1965 als Pädagoge mit großem Erfolg wirkte. Dort, im Grenzland des Waldviertels, fand er auch als freier Schriftsteller das auslösende Motiv für seine Dichtung „im magisch-dämonischen Zwischenreich von Mensch und Natur“.

Die Literaturfreunde verdanken Pfandler meisterhaft zusammengestellte Anthologien, wie die Lyrik-Sammelmappe „Dichtungen österreichischer Lehrer“ (1935), die stilgeschichtlich angeordnete Anthologie „Vom Expressionismus zur neuen Klassik“ (1936) und zuletzt „Dichtung aus Niederösterreich“, 1. Band, Lyrik (1969), ein Beitrag zur neueren Literatur unseres Landes. In allen Bänden sind auch Dichtungen Pfandlers enthalten. An eigenen Werken erschien 1948 das Waldviertler Laienspiel „Gokolorum oder Geiz macht Diebe“, für das er ein Jahr später den Förderpreis der Tiroler Landesregierung erhielt. Die holzschnittartige, bündige Kraft der Reime gibt die rechte Fassung für köst-

lichen Humor und herzhaftes Lebensklugheit. 1950 erschien der Prosaband „Der Hehmann“, in dem vier Erzählungen vereinigt sind. Das Wechselspiel zwischen Mensch und Natur, das „Unerklärliche bis zum Gespenstischen und Spukhaften oder bis zum Seltamen und Wunderbaren, das erdhaft Elementare“ bilden den Grundton der Erzählungen, die im Sagenkreis des oberen Waldviertels wurzeln. Die 1952 erschienene Erzählung „Walpurga“ bezeichnet der Autor als „Ballade in Prosa“. In ihr brechen „magisch-dunkle, bis zum Anfang des Blutes zurückgerichtete Mächte des Seelenbereiches“ mit schicksalshafter Gewalt hervor. Das lyrische Werk Pfandlers ist im Bändchen „Schrift im Granit“ 1955 herausgekommen. Natur und Mythos, symbolisiert durch die vorzeitlichen Granitblöcke gemahnen an die Urgewalt des Waldviertels, „ehvor der Mensch sich Heimat schuf“. Diese Naturverbundenheit findet ihren schönsten Ausdruck in den lyrischen Beiträgen „Blockheide“ und „Der Wald“.

Gemessen an der Unerbittlichkeit, die in „Hehmann“ und „Walpurga“ wal- tet, erscheinen die Geschichten, Bilder und Anekdoten, die der Band „Dämonie und Magie“ (1958) vereinigt, freundlich gemildert, doch bleiben die gleichen Grundsätze wenngleich in vielfacher Brechung, wirksam. 1961 erschien sein Roman „Die große Sehnsucht“, die eine Rahmenerzählung zur Idee der Europäischen Einheit zum Inhalt hat. Von einer ganz anderen Seite zeigt sich der Jubilar in seinem Gedichtband „Wenzel Wiskocils sehr verniegliche, paarmal leicht sinnliche, teilweise leider auch giftige Fersen...“, der 1965 erschienen ist. Wiskocil ist kein Schwejk, aber ein „Bähmm“ aus Wien voll Witz und Verschlagenheit. Nach längerer Pause, 1968, kam dann der Prosaband „Die Goldmacher“ heraus. In drei Erzählungen, die das Gold als Symbol der Unglück bringenden Allmacht zeigen, kleidet Pfandler visionär Erschautes und zuinnerst Gefühltes in meisterhaft sprachlichem Ausdruck ein und hat uns damit sein vielleicht reifstes Werk geschenkt.

Neben diesen aufgezählten selbständig erschienenen Anthologien und eigenen Werken hat Josef Pfandler zahlreiche literarische Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Die ehemalige literarische Zeitschrift des Waldviertler Heimatbundes „Waldviertler Heimat“ verzeichnet allein über 18 Beiträge! Auch die Zeitschrift „Das Waldviertel“ veröffentlichte Prosaerzählungen, Sagen und mythologisch-volkskundliche Beiträge des Jubilars.

Josef Pfandler gehört zu den Stillen im Lande, deren Lebensweg zu keiner lauten und tosenden Straße des Beifalls wurde. Er blieb in seiner reifen und eigenen Kunstform der engeren Heimat zutiefst verbunden und hat mit seinem literarischen Lebenswerk trotzdem weit über die Grenzen des Landes hinaus Anerkennung und Eingang in die gesamtdeutsche Literatur gefunden. Niemand Geringerer als der bekannte Literaturhistoriker Univ.Prof. Josef Nadler schrieb seinerzeit über den Gmünder Fachlehrer und seinen „Hehmann“: „In den ... Erzählungen spielen Natur und Mensch auf eine wunderbare Weise zusammen. Thematisch und stilistisch muten sie lyrisch an ... Ihr Reiz liegt gewiß in der Gegebenheit und in dem Abgründigen, das sich durch sie offenbart“. Es lag in der Natur dieses bescheidenen Mannes, daß er sich zeitlebens kaum um staatliche Ehrungen bemüht hat. Die Zuerkennung des Titels Schulrat würdigte seine pädagogischen Verdienste. Die öffentliche Anerkennung seiner literarischen Tätigkeit erfolgte am 25. Juni 1969 — spät aber doch — als ihm der Kulturpreis (Würdigungspreis) des Landes Niederösterreich für Dichtkunst verliehen wurde.

Der Waldviertler Heimatbund, dem der Jubilar seit langem als Beirat angehört, dankt Josef Pfandler für seine treue Mitarbeit und wünscht ihm noch ungezählte Jahre froher Schaffenskraft bei voller körperlicher und geistiger Frische.

Dr. Walter Pongratz

GMÜND:

1263 Wanderer gingen Nordwaldkammweg-Route

Wandern wird wieder modern! Dies stellt die Sektion Waldviertel des Österreichischen Alpenvereines fest. Der Grund zu dieser Annahme ist die Statistik über den Nordwaldkammweg. Im Jahre 1969 wurden 440 goldene Leistungsabzeichen, 56 silberne und sechs bronzene Wanderabzeichen verliehen. Interessant ist, daß an Niederösterreicher 32 Leistungsabzeichen in Gold und acht Wanderabzeichen in Silber verliehen wurden. Das sind gegenüber 1968 um acht mehr.

Seitdem die Arbeitsgemeinschaft der Mühl- und Waldviertler Vereine des ÖAV ein Leistungsabzeichen und Wanderabzeichen schuf (August 1967), sind 1263 Wanderer diesen Weg von 144 Kilometern, welcher vom Dreissesselberg bis zum Nebelstein führt, gegangen. Der 1000. Wanderer, der das goldene Leistungsabzeichen erhielt, war Helmut Kehrer aus Linz.

Jeder Wanderer muß auf diesem Weg mindestens viermal übernachten, das sind 5052 Nchtigungen seit 1967. Daraus kann man ersehen, daß der ÖAV auf dem Gebiete des Fremdenverkehrs tatkräftig mitarbeitet und durch Schaffung von markierten Wegen das Wandern ermöglicht und fördert. L. P.

GROSS-SCHÖNAU:

Altbürgermeister Franz Knapp — 50 Jahre Kapellmeister

Die Blasmusikkapelle Groß-Schönau hielt am 27. Feber die Wahl ihrer Vereinsleitung. Zum Kapellmeister wurde einstimmig wieder Altbürgermeister Franz Knapp gewählt, der bereits 50 Jhare die Musikkapelle leitet. Stellvertreter wurde Raimund Artner, Obmann Josef Gratzl, Schriftführer Engelbert Kaindl und Kassier Franz Fröhlich. Zwei Musiker, Herr Pröll und Herr Novak, sind der Kapelle neu beigetreten. Die Musikkapelle verfügt über 21. Musiker. LZ

BEZIRK Waidhofen A. D. THAYA

Das Stadtbuch von Waidhofen a. d. Thaya

Im Archiv der Stadtgemeinde Waidhofen a. d. Thaya befindet sich das Stadtbuch von Waidhofen a. d. Thaya. Es ist eine fein säuberliche Handschrift, die aus 16 Sexternionen besteht und in einen mit Metallbuckel versehenen Holzdeckel gebunden ist. Die Eintragungen reichen vom Jahre 1383 bis zum 8. Jänner 1484 und betreffen die Privatgeschäfte der Waidhofner Bürger untereinander, besonders auf dem Gebiet des Liegenschaftsrechtes, also die Buchung von Kauf, Tausch, Miete, Pacht und Erbe von Grundstücken und Häusern. Nach einem Sonderabdruck — aus dem Jahrbuch des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, der 1916 von Dr. Otto Stowasser unter dem Titel „Das Stadtbuch von Waidhofen an der Thaya“ herausgegeben wurde, ist es weitaus die wichtigste und wertvollste Quelle für die Erkenntnis vom Werden und Wesen der Stadtbücher im Wiener Rechtskreis. Sinn und Zweck des Stadtbuches gehen klar hervor aus der Einleitung, in der unter anderem zu lesen ist: „Hie ist ze merkchen umb das puech und ist gehaiszen das statpuech. Das habent dy erbern purger mit vollem und mit wohlbedachtem ratt gemacht, also was ze wandeln ist und all sach, das da geschiecht vor offner schranne, umb zuspruch oder umb ebnung, umb ausrichtung, das dy stat anget. Darumb ist das puech ze bewarn und in vester huet ze behalten“.

Mitgeteilt von Dir. Anton Steinberger

BEZIRK HORN

Mitteilungen des Vereines zur Erhaltung des Schlosses Wildberg

Zur Rettung des Schlosses Wildberg wurde ein Verein gegründet. Der Herr Bundesminister für Landesverteidigung hat auf Bitten des Vereines die Verlegung der Ausstellung „350 Jahre österreichisches Soldatentum“ in das Schloß angeordnet. Die Eröffnung dieser Ausstellung im Wappenschloß Wildberg im Frühjahr 1970 wird einen neuen Anziehungspunkt im Waldviertel schaffen.

Für die Adaptierung der hiefür vorgesehenen Räume und für die mit der Ausstellung verbundenen Aufwendungen erhält der Verein keine öffentlichen Subventionen.

Helfen Sie bitte mit, der Bundesheerausstellung eine würdige Heimstätte zu geben und sie zu einem vollen Erfolg werden zu lassen.

Ihre Beitrittserklärung als ordentliches oder außerordentliches Mitglied an den Verein zur Erhaltung des Schlosses Wildberg, Vereinsleitung, Dr. Alfred Granner, 1030 Wien III, Klimschgasse.

In der letzten Folge des „Mitteilungsblattes“ (2. Jahrgang, 1970 vom 15. Jänner 1970) dieses Vereines wird über die geplante Ausstellung „350 Jahre öster-

reichisches Soldatentum“ Näheres berichtet. Neben einem Bericht über Restaurierungsarbeiten in dem Schlosse, Vereinsberichten und Mitgliederverzeichnissen, erfahren wir, daß es einen „Verein zur Erhaltung der Feste Kaja“ (Bez. Retz) gibt. In der Beilage wird auch über die Burg Greifenstein berichtet. Wie Herr Dr. Granner dem Schriftleiter mitteilte, soll das bisher hektographierte Mitteilungsblatt in Kürze gedruckt erscheinen und zu einer Art Burgenzeitschrift ausgebaut werden.

Herrn Dr. Granner machte auch das überaus liebenswürdige Angebot, dem „Waldviertler Heimatbund“ einen Raum des Schlosses Wildberg für Ausstellungen, Vorträge und kulturelle Tagungen zur Verfügung zu stellen. Wir werden auf dieses freundliche Angebot zu gegebener Zeit gerne zurückkommen und danken Herrn Dr. Granner aufrichtig hiefür. Dr. Pongratz

GERAS:

Stift Geras zeigt Hinterglasbilder

Die seit zwei Jahren laufende Serie von Ausstellungen im Stift Geras wird auch heuer wieder fortgesetzt. Diesmal werden zwei Ausstellungen zu sehen sein; eine ist der Hinterglasmalerei gewidmet, wobei sowohl Bestände aus Stiftsbesitz als auch Leihgaben ausgestellt werden. Die zweite Sonderausstellung besteht aus der bereits im Niederösterreichischen Landesmuseum gezeigten Fotosammlung von Prof. Adalbert Defner „Das ewige Jahr“. Beide Expositionen sind von 9. Mai bis Ende Oktober zu sehen. L. P.

BEZIRK MELK

MELK:

Jugendkapelle gegründet

In Melk hat sich eine Jugendkapelle konstituiert, die damit den langjährigen, bewährten Musikverein Melk mit jungen Kräften ergänzen kann. Dies war schon sehr notwendig, da viele bewährte Musiker dieses Vereines durch Alter und Krankheit ausfielen. Die neue Jugendkapelle hat es sich zur Aufgabe gemacht, bei musikalischen Veranstaltungen mitzuwirken und treue Musikkameradschaft zu pflegen.

Kapellmeister Johann Gansch übernahm am 1. Jänner 1969 die Ausbildung der Schüler für diese Jugendkapelle und darf bereits heute auf gute Erfolge zurückblicken. Auch im Kreise der musikliebenden Bevölkerung hat die Jugendkapelle vielfach Anerkennung geerntet. Große Sorge bereitet den Gründern die Finanzierung der angeschafften Musikinstrumente und des Notenmaterials. Hier wäre es trotz aller Mühe und persönlichen Einsatzes des gesamten Vorstandes nicht möglich gewesen, die Jugendkapelle aufzubauen, wenn nicht der Obmann des MV Melk, Fritz Veigl mit Gattin Maria, der Obmann der Jugendkapelle Alfred Pigal und die Vorstandsmitglieder Franz Höffinger und Hermann Haderer für einen namhaften Betrag die Bürgschaft übernommen hätten. Der Dank gilt auch allen Förderern und Gönnern in der Bevölkerung, die beim Start der 1. Melker Jugendkapelle geholfen haben.

Österreichische Blasmusik 1969/7

Diesem Artikel in der Blasmusik-Zeitung war auch ein Foto beigegeben, aus dem man ersehen kann, daß die Jugendkapelle eine beträchtliche Anzahl Mitglieder hat, darunter auch einige Mädchen, und in beachtlich guter Besetzung musiziert werden kann. Hoffentlich wird die Aufbauarbeit erfolgreich fortgesetzt und können wir bald wieder von dieser neuen Kapelle berichten.

Alle nicht gezeichneten Beiträge sind von Othmar K. M. Zaubek verfaßt.

Buchbesprechungen

Die Darstellung des Weihnachtsfestkreises im kleinen Andachtsbild. Sonderausstellung im Niederösterreichischen Landesmuseum vom 28. November 1969 bis 11. Jänner 1970. Bearbeitet von Hermann Steininger. 12 Seiten, teilw. farbige Abbildungen. Wien: Amt der N.Ö. Landesregierung 1969, quer 8°, broschiert.

Wie alljährlich, wurde auch im Vorjahr eine weihnachtliche Ausstellung vom N.Ö. Landesmuseum veranstaltet. Das Thema, das „kleine Andachtsbild“ betreffend, brachte eine Fülle jener kleinen Graphiken, die als sogenannte Heiligen- oder Wallfahrtsbildchen früher kaum Beachtung fanden. Sie sind als Zeichen des verstärkten religiösen Lebens in den Jahrhunderten nach der Gegenreformation entstanden und in allen graphischen Techniken (Kupferstich, Radierung, Holzschnitt usw.), teilweise auch handkoloriert hergestellt worden. Mit dem Erwachen des Interesses an der religiösen Volkskunde werden sie gesammelt und befinden sich heute zum Großteil im Besitz von öffentlichen und privaten Graphiksammlungen. Nur selten kann man heute noch in alten Gebetbüchern auf diese Kleinkunstwerke, die oft begabte Künstler schufen, stoßen.

Das N.Ö. Landesmuseum hat nun 84 repräsentative Objekte ausgewählt und sie, dem Weihnachtsfestkreis entsprechend, thematisch geordnet. Der Katalog bringt eine kurze Beschreibung aller Objekte und 15 Abbildungen, unter denen sich drei prachtvoll aquarellierte Beispiele (einschließlich des Umschlagbildes) finden. Unser Mitarbeiter, der ambitionierte Volkskundeforscher und Kustos des Museums, Dr. Hermann Steininger, verfaßte den Begleittext, der eine knappe Einführung in den Themenkreis bietet. Pongratz

Mitteilungen des Kremser Stadtarchivs. 9. Band. Herausgegeben von der Kulturverwaltung der Stadt Krems, Krems, 1969. 148 Seiten, mehrere, ganzseitige Abbildungen. 8°. Broschiert.

Auch dieser nunmehr neunte Band einer Schriftenreihe, die von Archivdirektor Dr. Harry Kühnel geleitet wird, bietet inhaltlich wie ausstattungs-mäßig höchste Qualität. Wieder haben sich eine Anzahl bedeutender Heimatforscher mit bedeutsamen Beiträgen beteiligt. Hans Hülber untersucht eingehend die Genealogie der Familie gleichen Namens, die im mittelalterlichen Krems eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die Grabdenkmäler im Bezirk Krems sind Gegenstand einer kunsthistorischen Abhandlung von Gert Adamek, der neue, kunsthistorische Zusammenhänge nachweist und Zuschreibungen vornimmt. Der oberösterreichische Landesforscher Georg Grüll gibt in seinem Beitrag Hinweise auf Weingartenbesitz von Klöstern und Herrschaften im Raume von Krems und der Wachau. Erwin Plöckinger vermittelt durch seine Auszüge aus Göttweiger Gewährbüchern neue Aufschlüsse genealogischer und wirtschaftlicher Natur über die Kremser Bürgerschaft im 16. Jahrhundert. Josef Zykan, der beste Kenner niederösterreichischer Sakralkunst, widmet dem berühmten Maler Martin Johann Schmidt einen Artikel und weist bisher unbekannte und erst durch fachmännische Restaurierung identifizierte Werke nach. Julius Wurzer setzt die Veröffentlichung der Kremser Gemeinderatsprotokolle nach 1850 fort, Anton Stummer widmet seine Studie urgeschichtlichen Funden, die er entdeckt hat.

Die teils sehr wertvollen Neuerwerbungen des Historischen Museums der letzten drei Jahre werden kurz gewürdigt. Auch auf die Sicherungsverfilmung der wichtigsten Archivbestände, der Urkunden und Ratsprotokolle wird hingewiesen.

Druck (Firma Josef Faber) und Bildreproduktionen (Graphische Kunstanstalt C. Angerer & Göschl) sind vorzüglich, ebenso die redaktionelle Betreuung. Wir müssen dem Kulturreferat der Stadt, dem Schriftleiter und allen Mitarbeitern für diesen neuesten Band der „Mitteilungen“ aufrichtig Dank sagen. Pongratz

Ernst Bruckmüller: Herr und Herrschaft. Beiträge zur Entstehung des Herrenstandes von Niederösterreich. Phil. Diss. Wien 1968. III, 231 Seiten. 4° Hektografiert. Broschiert.

Wieder hat ein junger, ambitionierter Dissertant ein Thema aus der älteren Geschichte Niederösterreichs bearbeitet, das eine wichtige Lücke in der landeskundlichen Literatur schließt. Fußend auf den grundlegenden Untersuchungen von Karl Lachner, Otto Brunner, Hans Hirsch, Ernst Klebel, Otto Stowasser und anderer Forscher, stellte Bruckmüller, unter Ausschöpfung des reichen Quellenmaterials, den gesamten Themenkreis übersichtlich zusammen und bietet damit, um es gleich vorwegzunehmen, eine unschätzbare Einführung für jeden, der sich mit niederösterreichischer Landesforschung beschäftigen will.

Das Thema ist insofern von grundlegender Bedeutung, da das ganze Mittelalter hindurch und in der frühen Neuzeit die „Herrschaft“ die dominierende Grundstruktur des sozialen Lebens, der ständischen Gliederung und der gesamten Landespolitik war. Der sogenannte „Herrenstand“ ist es, der mit dem Landesfürsten die Rechtsgemeinde des Landes bildet. Die Entstehung des Herrenstandes aus den Resten der alten Grafen- und Hochfreienfamilien, zu denen im 12. Jahrhundert die Ministerialen kommen, bildet zugleich auch die Geschichte der einzelnen Herrschaften, in den vier Landesvierteln. Bruckmüller bringt eine allgemeine Zusammenfassung modernster Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet und erläutert sie an zahlreichen praktischen Beispielen aus der Herrschaftsgeschichte.

Die Arbeit beginnt mit der allgemeinen Charakterisierung der Herrschaft, der Burg als Herrschaftszentrum und der ursprünglichen Inhaber der Herrenrechte. Das wichtigste Kapitel über die Herrschaftstypen gliedert diese in Königsschenkungen, Herrschaften aus Kirchenbesitz, Rodungsherrschaften, alte, reichsunmittelbare Grafschaften und Herrschaften von Ministerialen. Es ist klar, daß die historischen Gegebenheiten des Waldviertels eine ganz besonders eingehende Untersuchung erfahren. Die Rodungsherrschaften des Waldviertels, insbesondere die Kuenringer, werden meisterhaft charakterisiert und die gesamte einschlägige Literatur in den Fußnoten festgehalten. Ebenso werden die Waldviertler Grafschaften (Horn — Wildberg, Raabs — Litschau — Heidenreichstein, Pernegg — Drosendorf, Hardegg und Weiten) eingehend untersucht.

Im letzten Kapitel faßt Bruckmüller alle Folgerungen übersichtlich in einer großartigen Charakterisierung zusammen. Diese Arbeit, die man drucken sollte, müßte jeder lesen, der die Absicht hat, eine heimatkundliche Arbeit zu verfassen.

Pongratz

Lauter, Christine: Die Ursprungslegenden auf den österreichischen Wallfahrtsbildchen. Wien. Notring 1967, 167 Seiten, 8 Bildseiten. 8°. Broschiert.

Die ursprünglich an der Wiener philosophischen Fakultät approbierte Dissertation der Verfasserin wurde vom Notring österreichischer, wissenschaftlicher Verbände im Offsetdruck herausgebracht. Sie stellt erstmals die Kleinkunst der bisher wenig beachteten Wallfahrtsbildchen seit rund 300 Jahren thematisch zusammen und versucht auch, soweit es möglich ist, die Stecher und die Verlage zu ermitteln. Der erste Teil der Arbeit bespricht die Themenkreise, wie Baum und Quelle, Tierweisung, Anschwemmotiv, Traumanweisung, Hostienfrel usw., wobei den berühmtesten Wallfahrtsorten Österreichs, Mariazell und Sonntagsberg besondere Abschnitte gewidmet sind. Der zweite Teil der Arbeit bringt den „Katalog“, der alphabetisch nach Wallfahrtsorten geordnet, die Legende, das Bildchen selbst und die Literaturangaben beschreibt. Das Waldviertel ist durch Hoheneich, Klein-Maria-Dreieichen, Maria-Dreieichen, Maria-Langegg und Maria-Taferl vertreten. 32, leider nur einfarbige Abbildungen geben einen repräsentativen Überblick über dieses Kapitel der graphischen Volkskunst. Die gute Zusammenstellung gibt Forschern und Sammlern wertvolle Anregungen.

Pongratz

Schilder, Otto: Wort- und Sachregister für Heimataforscher. Gänserndorf: Bezirksschulrat 1968. (Beiträge für den heimatkundlichen Unterricht. Folge 53). 17 Seiten. 4°. Hektographiert.

Dieser äußerst brauchbare und wertvolle Behelf für den Heimataforscher ist leider nur hektographiert und einem kleinen Kreis von Interessenten zugänglich erschienen. Er würde es verdienen, gedruckt zu werden. Enthält er doch, alphabetisch angeordnet, mehr als 300 alte Fachbezeichnungen aus Grundbüchern, Urbaren, Kirchenbüchern, Weistümern usw., die dem Forscher auf Schritt und Tritt begegnen und die er zumeist nicht zu deuten weiß. Soweit

es österreichische Verhältnisse betrifft, versagen ja alle derartigen Handbücher in den Bibliotheken. Wir begrüßen daher dieses sicherlich erweiterungsfähige „Wort- und Sachregister“, das eine richtige und präzise Erklärung bietet und hoffen, daß es in absehbarer Zeit einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht werden kann. Herzlichen Glückwunsch dem Verfasser für seine mühevollen Arbeit!

Pongratz

Eduard Kranner: Krems — Antlitz einer alten Stadt. Krems, Josef Faber, 1969. 280 Seiten groß 8°. Buchumschlag und Zeichnungen: Siegfried Stoitzner.

Geschichtsschreibung, die auf genauester Ausarbeitung der Quellen beruht, vermag oftmals nicht das Interesse einer größeren Leserschaft zu erwecken. Gesichtsdichtung, hier sei vor allem an historische Erzählungen und Romane gedacht, erfüllt häufig nicht die berechtigten Forderungen nach wissenschaftlicher Genauigkeit. Das ideale Mittelding wäre ein Buch, das von einem Autor verfaßt wurde, der zugleich Historiker und Dichter ist.

Dr. Eduard Kranner ist nun einer dieser so seltenen Menschen, die in sich zwei gleich wertvolle Begabungen haben. Nimmermüder Forscherdrang nach Ursprung und Quelle der Ereignisse in vergangenen Tagen unserer Heimat ist bei ihm verbunden mit der Weisheit von Verstand und Herz, der echten inneren Anteilnahme und Einfühlung und nicht zuletzt mit der meisterlichen Beherrschung unserer Sprache.

Kranners Buch ist somit etwas ganz Einzigartiges, kein Geschichtsbuch, keine Ortskunde im üblichen Sinn, aber auch kein historischer Roman. Es ist ein Buch, das innerlich erschaute und gestaltete Kunde von der Vergangenheit gibt, ein Werk, in dem historischer Forschergeist und dichterische Seherkraft zur glückhaften Einheit verbunden sind.

Was unsere Bewunderung weiters erregen muß, ist der meisterhafte Aufbau dieses Werkes und die wunderbare bis ins letzte Detail gehende sprachliche Ausformung der Daten und Gedanken. Kranner verbindet geschichtliche Erkenntnisse, Anekdoten, Sagen, Erzählungen des Volkes und nicht zuletzt oftmals eigenes Erleben zu einem in sich geschlossenen, umfassenden Bild, das durch seine Lebendigkeit und Fülle an Farben und Formen alle anspricht, vom einfachen Menschen bis zum Wissenschaftler.

Kranners Sprache ist feinst ausgewogen, bis ins Letzte durchdacht oder wohl auch erfüllt. Sie ist klar, einfach, für jeden verständlich und doch wiederum so überreich an großartigen Bildern, die natürlich und unaufdringlich in den Text miteingeformt sind.

Eines darf dabei nicht vergessen werden: Auch die Fülle des gebotenen Materials — Landschaft, Geschichte, Kunstwerke und Menschen der alten Stadt — verdient vollste Anerkennung. Ein weiter Bogen spannt sich von Erkenntnissen der Urgeschichte, politischen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bis zu Kunst- und Kulturgeschichte und nicht zuletzt auch Volkskunde.

Siegfried Stoitzner hat für das Buch sehr schöne Zeichnungen beige stellt, liebevoll in der Detailausführung und kunstvoll in der Komposition.

„Krems — Antlitz einer alten Stadt“ ist das Meisterwerk eines begnadeten Dichters und gewissenhaften Forschers. Lesen wir dieses Buch in Ehrfurcht und Bewunderung für einen großen Menschen!

Othmar K. M. Zaubek

Hans Heppenheimer: Gars am Kamp. Kleiner Führer. Gars, Marktgemeinde 1969. 34 Seiten klein 8°.

Dieses Büchlein erfüllt in bester Weise zwei Zwecke, den Heimischen ein bißchen stolz zu machen auf die große Vergangenheit seines Heimatortes und für den Fremden eine Fülle wertvoller Informationen bereitzuhalten. Der Verfasser, Oberschulrat Hans Heppenheimer, bedarf wohl keiner Vorstellung mehr. Bereits zwei Ortsgeschichten, Theiß und Rohrendorf, und eine Vielzahl wertvoller heimatkundlicher Artikel für Zeitungen und Zeitschriften, auch das „Waldviertel“ verdankt ihm manch lesenswerten Beitrag, haben ihm einen Spitzenplatz in der Reihe der Waldviertler Heimatforscher gesichert.

In einem Rundgang durch die Nachbarorte Gars und Thunau werden alle Sehenswürdigkeiten eingehend behandelt und wird weiters eine Fülle von historischem Wissensgut zu den entsprechenden Bauwerken, seien es nun die beiden Kirchen, die Thunauer Burg oder einstmals für das Kulturleben bedeutungsvolle Bauten, eingearbeitet. Nur ein vorzüglicher Kenner vermag in so knapper,

dabei aber immer ausreichender Form Bemerkenswertes und Bedeutsames in solcher Vielzahl anzuführen. Eine Ortsnamendeutung, Daten aus der Marktgeschichte und ein kurzer Überblick über die Sommerfrische Gars beschließen das Bändchen, das durch ausgezeichnete Zeichnungen von Professor Walter Minarz bereichert wurde.

Alles in allem eine vorbildliche Schrift und wir freuen uns schon auf die zwischen den Zeilen angedeutete größere Ortsgeschichte, deren Verfasser wohl sicher auch OSR Hans Heppenheimer sein wird. Z-k.

Dichtung aus Niederösterreich. 1. Band Lyrik. Zusammengestellt von Josef Pfandler. Wien, Österreichische Verlagsanstalt 1969. 144 Seiten mit 17 Bildbeigaben. 8°. 88 Schilling (in Leinen 125 Schilling).

Auch die Dichter unseres Bundeslandes sind vom allgemeinen Zerfall von Gehalt und Form nicht verschont geblieben, ja vielmehr, manch schon älterer Autor versucht krampfhaft, den Anschluß an die Moderne zu finden, wobei er das feste Fundament seines Schaffens von sich stößt. Der Band „Dichtung aus Niederösterreich“ zeigt deutlich die Krise der Lyrik in unserer Zeit. Das Schöne und Erhabene im Gehalt muß oft vermißt werden und noch mehr fehlen formal Sprachkunst, Rhythmus, Musikalität und Erlesenheit.

Das unbeschwerte Stimmungsbild ist der Ideendichtung gewichen. Viele Autoren sind „Bildungsdichter“ im schlechten Sinn, reine Verstandesmenschen, die die innere Schöpferkraft des Herzens verloren haben. Ihre Lyrik ist gedanklich überfrachtet, das Formproblem konnte nicht bewältigt werden. Die gehaltliche und formale Bewältigung der modernen Probleme ist meines Erachtens nur A. Th. Dietmaier gelungen, von dem man gerne mehr lesen würde.

Daneben gibt es aber doch noch echte Lyrik, wenn sie auch freilich, zumindest in diesem Bande, eher in den Hintergrund tritt. Hier ist es natürlich Hans Giebisch, der uns durch prachtvolle Gedichte mit dem Band versöhnt und auch Friedrich Sacher.

Auch die Waldviertler Lyriker sind zum Teil unsicher geworden und haben das formale Fundament verloren. Mancher der früher durch echte Sprachkunstwerke Anerkennung und Achtung verdient hat, kann jetzt nicht mehr Zustimmung zu seinen jetzigen Gedichten verlangen. Es ist nur betrüblich, daß es gerade namhafte und ältere Autoren sind, die aus Angst, unbegründeter Angst, unmodern zu werden, in arger Weise übers Ziel schießen.

Waldviertel und Wachau sind durch 13 Autoren vertreten. Von diesen wiederum sind die folgenden bemerkenswert. Allen voran steht natürlich Hans Giebisch, ein zauberhaftes Gedicht stammt von Wilma Bartaschek, gehaltvolle Lyrik stammt von Franz Petuelli, Franz Schmutz-Höbarthen ist durch prachtvolle Lyrik vertreten, Wilhelm Szabo hat zugleich Gedichte von großem Gehalt und andererseits von gewollter Modernität beigelegt, und zuletzt nimmt Hildgard Wais ihre Stoffe aus Geschichte und Sage der Heimat und vermag sie mit echter dichterischer Schöpferkraft zu gestalten.

Man muß schließlich Josef Pfandler für die Arbeit der Zusammenstellung und Auswahl herzlichst danken. Ihm ist es sehr gut gelungen, uns mit diesem Band ein Bild des lyrischen Schaffens in Niederösterreich in der Gegenwart zu geben, das auch, und dies ist zweifellos kein Nachteil, Irrtümer und Irrwege aufzeigt.

„Dichtung aus Niederösterreich“ ist demnach ein Lyrikband, der viel Diskussionen entfachen wird, eine objektive Dokumentation zur Literaturgeschichte unseres Landes und darum wohl erst in zweiter oder dritter Linie „ein Hausbuch“ niederösterreichischer Dichtung. Zaubek

100 Jahre Gesang- und Musikverein Raabs an der Thaya 1862 — 1962. Gesang- und Musikverein Raabs 1962. 16 Seiten groß 8°.

Diese sehr gut gelungene Festschrift langte leider erst kürzlich bei uns ein. Ihr beträchtlicher Wert für die Musikgeschichte unserer Heimat rechtfertigt jedoch die späte Besprechung. In knapper aber bester Weise werden wir mit der Geschichte dieses für die Stadt so wichtigen Vereines bekannt. Listen der Vereinsleitung und der Mitglieder sind eine wesentliche Bereicherung. Alles in allem eine Vereinsfestschrift wie sie sein soll. Z-k

Josef Hieblinger: 100 Jahre Volksbank Pöchlarn. Festschrift. Volksbank Pöchlarn. Pöchlarn 1969. 48 Seiten groß 8°.

Anlässlich der Feier ihres 100jährigen Bestandes hat die Volksbank Pöchlarn eine recht gut gelungene Festschrift herausgegeben. Besonders gefällt das vorzüglich ausgewählte Bildmaterial, das in ausgezeichneter Weise die Geschichte des Institutes veranschaulicht.

Von den Textbeiträgen sind die ausgezeichnete Zusammenfassung der Stadtgeschichte — „Landschaft und Geschichte“ — fußend auf Eheims Stadtbuch, und die leider recht kurze, aber gut zusammengestellte „Chronik“ der Volksbank bemerkenswert. Alles in allem eine schöne Schrift, die Beachtung und Anerkennung verdient.

Willi Hauk: 50 Jahre Kremser Sportclub. Krems, Kremser Sportclub 1969, 64 Seiten 8°.

Auch die sportliche Betätigung hat ihre Geschichte. Meines Wissens erstmals hat ein Waldviertler Sportverein seine Geschichte in Form eines Büchleins, das noch dazu vorzüglich gelungen ist, vorgelegt. Der Verfasser hat eine vorbildliche und ungemein lesenswerte Vereinsgeschichte verfaßt, bemerkenswert ist, daß der Verein 3 Jahre in der Staatsliga war, die durch vielseitiges, ausgezeichnetes, lebendiges Bildmaterial veranschaulicht wird. Das Büchlein ist eine wertvolle Neuerscheinung. Z-k.

Sepp Koppensteiner: In tausend Bränn ... Gedichte in Waldviertler Mundart. Wels, Verlag Welsermühl 1969. 64 Seiten 8°. Broschiert. 38 Schilling, Leinen 45 Schilling (= Lebendiges Wort 44). Buchschmuck: Franz Korger.

Sepp Koppensteiner, der Altmeister der Waldviertler Mundartdichtung hat seinen großen Leserkreis kürzlich mit einem wunderbaren Gedichtband beschenkt. An diesem kann man erneut Koppensteiners formale, sprachliche Meisterschaft und gedankliche Tiefe ersehen, der Dichter ist zweifellos der Misson des 20. Jahrhunderts.

Der Titel ist symbolisch, vielfach sind die Quellen, aus denen Koppensteiner die Motive seiner Dichtungen entnimmt. Der Heimatsprache singt er zuerst sein Lob und erkennt ihr Verwurzelte sein im Herzen. Die Heimat sieht und deutet er in Bildern, bildhafte Vergleiche zeigen seine Verbundenheit. Wortkunst, besonders bei den Adjektiven, zeichnet das Gedicht „Am Grenzweg“ aus, eine großartiges Stimmungsbild, freilich von düsterem Charakter.

Packend und ungemein spannend gelingt Koppensteiner die Gestaltung alten Sagengutes in meisterhaften Balladen. Meines Wissens ist er der einzige Waldviertler Dichter, der in der Mundart Balladen, die außer dem, was Ballung der Handlung, Bildkraft und Sprache betrifft, Höchstleistungen Koppensteiners sind, dichtet.

Der Jahreslauf ist nun Rahmung für Stimmungsbilder und Gedanken. Die Musikalität, das echt Liedhafte dieser Gedichte verdient hervorgehoben zu werden. Aus dem Abstand des weisen, verstehenden Menschen sieht Koppensteiner seine Umwelt. Tiefe Einsicht und wahren Glauben zeigen „Bethlehem“ und „s neuche Jahr“.

Das Gedicht „Ih moan“ hat seinem Gehalt nach wohl kaum seinesgleichen, der Dichter deutet wunderbar in innigen, erfüllten Bildern die Geheimnisse und letzten Fragen unseres Daseins.

Nicht fehlen dürfen natürlich die lustigen Gedichte. Koppensteiner ist ein Meister darin, kleine Begebenheiten des Alltags dichterisch zu gestalten. Sein Humor kommt aus dem Herzen, weiters verfügt er über feine Beobachtungsgabe.

Danken wir abschließend nicht nur dem begnadeten Dichter, sondern auch dem Verlag und Dr. Johannes Hauer für ihren nimmermüden Einsatz für Österreichs Mundartdichtung. Die Reihe „Lebendiges Wort“ bringt uns Werke echter Dichter in unserer schönen Heimatsprache. Wir können berechtigt stolz sein, daß das Waldviertel in Sepp Koppensteiner einen Meister des Wortes und Dichter von seelischer Tiefe als Vertreter hat. Zaubek

Helmut Wöginger: Chronik der Marktgemeinde Golling an der Erlauf von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart. Golling, Eigenverlag der Marktgemeinde 1969, 96 Seiten groß 8°.

Gäbe es den Titel eines schönsten Heimatbuches und würde dieser jährlich vergeben werden, so hätte ihn für unser Gebiet und 1969 das Gollinger Heimatbuch eindeutig verdient. Ausstattung und Inhalt sind in bester, vorbildlicher Qualität.

Helmut Wöginger, Gemeinderat des neuen Marktes, legt uns hier eine vorzüglich gelungene Arbeit vor, die wieder einmal beweist, daß auch ein kleinerer Ort seine Geschichte hat und es nur des kundigen Historikers bedarf, der die Quellen zu erforschen und zu gestalten vermag. Wöginger hat, wie er im Quellen- und Literaturverzeichnis angibt, umfangreiche Studien gemacht und wohl alles brauchbare Material herangezogen.

Wöginger schreibt für den interessierten Laien, er vermag es ausgezeichnet sowohl die Geschichte des Ortes in die Zeitabläufe der Landesgeschichte hineinzustellen, als auch Fachausdrücke zu erläutern und so für jeden verständlich zu machen.

Das neue, geschmackvolle Marktwappen „eröffnet“ gleichsam das Buch. Das erste Kapitel ist dann der Landschaft gewidmet. Es folgen die sehr gut gelungene Namendeutung, ein Kapitel über die Grenzen, der Gang durch die Jahrhunderte von der Urzeit bis zur Gegenwart, „Golling in Zahlen“ und schließlich zwei Zusammenstellungen des Gemeinderates 1924 und 1969.

Auch das Bildmaterial läßt keine Wünsche offen, Auswahl und technische Reproduktion gelangen bestens. Die gediegene und sehr vornehme Ausstattung besorgte das N.Ö. Pressehaus in St. Pölten. Z-k.

Emmeram Ritter: Albrecht Dürer sein Kreis und seine Zeit. Vaduz, Galerie Haas 1969. 55 Seiten 8°.

Der verdienstvolle Stiftsarchivar und Leiter des Graphischen Kabinetts in Göttweig P. Emmeram Ritter hat im Vorjahr in Vaduz eine Ausstellung über Dürer wissenschaftlich bearbeitet und, in gewohnt ausgezeichnete Weise, dafür den Katalog geschrieben. Einer sachkundigen und anschaulichen Einführung folgt die Beschreibung der 250 Graphiken, die meist religiöse Themen behandeln. Gut gelungenes Bildmaterial veranschaulicht die Exponate. Z-k.

Vergangenheit und Gegenwart — Stadt-Museum und Glas-Museum der Stadt Gmünd im Waldviertel. Wien, Ellen Raunacher, 1967. 12 Seiten klein 8°, 5 Schilling.

Dieses kleine Heftchen bietet einen recht guten Überblick über die Bestände der beiden Gmünder Museen. Das Titelblatt wurde ansprechend gestaltet, der Text ist gut verfaßt und sehr informativ. Einige Bilder veranschaulichen die Ausstellungsstücke. Z-k.

MITTEILUNGEN

Waldviertler Heimatbund: Ordentliche Vollversammlung

Sonntag, den 7. Juni 1970, um 9 Uhr vormittags, im Gasthof „Zum goldenen Kreuz“, Krems, Langenloiserstraße 4. Tagesordnung: 1. Eröffnung durch den Vorsitzenden; 2. Rechenschaftsbericht über das Vereinsjahr 1969; 3. Rechnungsabschluß für 1969; 4. Genemigung der Kassengebarung; 5. Wahl des Vorstandes; 6. Wahl der Rechnungsprüfer; 7. Festsetzung des Mitgliedsbeitrages; 8. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge (diese müssen spätestens vier Tage vor der Vollversammlung beim Vorstände eingebracht werden); 9. Allfälliges.

Mitarbeiter dieser Folge:

Schulrat Hans Hakala, 3910 Zwettl, Brühlgasse 7.
Universitäts-Assistent Dr. Helmut Paul Fielhauer, 1010 Wien, Hanuschgasse 3.
Bürgermeister Sepp Koppensteiner, 3972 Großpertholz 28, N.Ö.
Dechant Gottfried Schoder, 3943 Schrems, N.Ö., Pfarrhof.
Dr. Walter Pongratz, 1180 Wien, Pötzleinsdorfer Höhe 37.
Bürgermeister Hans Lintner, 3921 Langschlag, N.Ö.
Gemeindesekretär Adolf Schlögl, 3843 Dobersberg, Siedlungsgasse 1.
Inspektor Franz Hutter, 3390 Melk a. D., Postfach 100.
Othmar K. M. Zaubek, 1070 Wien, Kaiserstraße 79/16.
Landtagsabgeordneter a. D. Sepp Hobiger, Eichberg 11, 3950 Gmünd.
Hans Buresch, 1040 Wien, Wiedner Hauptstraße 85.

INHALT

	Seite
Hans Hakala: Zwettler Hausnummern und Straßennamen	65
Helmut Paul Fielhauer: Die „Schwarze“ und die „Weiße Braut“ beim Begräbnis Lediger	72
Sepp Koppensteiner: Die Besitzer der Herrschaft Groß-Pertholz	79
Gottfried Schoder: Die Stiftung des Klosters Imbach	85
Walter Pongratz: Ein Kindesmord-Prozeß aus dem 18. Jahrhundert	87
Hans Lintner: Beiträge zur Geschichte von Bruderndorf	91
Adolf Schlögl: Der Plan einer elektrischen Straßenbahn von Dobersberg nach Hötzelsdorf aus dem Jahre 1900	93
Franz Hutter: 100 Jahre Post- und Ansichtskarte!	95
Othmar K. M. Zaubek: Die Ambivalenz der Tat	100
Sepp Hobiger: Singendes Dorf!	103
Hans Buresch: „Heil'ger Florian, schütz' unser Haus!“	106
Sepp Koppensteiner: Der Krapfen	107
Waldviertler Kulturnachrichten	108
Buchbesprechungen	122
Mitteilungen	127

Umschlagbild:

Turm der Stift Zwettler Stiftskirche

(Photo: Heimpel, Raabs an der Thaya)

Das Waldviertel

**Wachauer und Waldviertler Zeitschrift
für Heimatkunde und Heimatpflege**

Eigentümer: Waldviertler Heimatbund. Herausgeber und Verleger: Josef Faber.
Beide: 3500 Krems, Obere Landstraße 12. Verantwortlicher Schriftleiter: Doktor
Walter Pongratz, 1180 Wien 18., Pötzleinsdorfer Höhe 37. Zusammenstellung der
Kulturnachrichten: Othmar K. M. Zaubek. Druck: Josef Faber, 3500 Krems/Donau
Jahresbezugspreis S 100,— Einzelpreis S 30,—

Nun ist es soweit!

Das neue Buch Dr. Eduard Kranners
ist soeben erschienen!

Krems - Antlitz einer alten Stadt

Seit Dr. Anton Kerschbaumers „Geschichte der Stadt Krems“, die im Jahre 1885 erschienen ist, fehlte ein umfassendes Krems-Buch. Nun ist aus der Feder unseres heimischen Schriftstellers Dr. Kranner eine umfassende Monographie über das geschichtliche Werden und die Bedeutung der Stadt Krems erschienen.

Seit 16. November gelangt es zur Ausgabe und ist sowohl in allen Buchhandlungen wie beim Verlag Josef Faber in Krems erhältlich.

.....

Der Unterzeichnete bestellt hiemit aus dem

VERLAG JOSEF FABER, KREMS a. d. DONAU

Kranner, KREMS - Antlitz einer alten Stadt

zum Preis von S 230,—

Name:

Datum:

Anschrift:

(Bitte deutlich in Blockschrift)



Soeben ist erschienen:

Eduard Kranner

ALS ER NOCH LEBTE

Erinnerungen an JOSEF WEINHEBER

276 Seiten mit 4 Bildtafeln

in Leinen gebunden S 96.—

Dieses Buch schöpft seinen Inhalt aus Erinnerungen des Verfassers, aus Erlebnissen, Erfahrungen und Erkenntnissen, die ihm seine Freundschaft mit JOSEF WEINHEBER einbrachte. Selbst gute Weinheberkenner werden Neues, d.h. bis nun Unveröffentlichtes finden.

In allen Buchhandlungen erhältlich

VERLAG JOSEF FABER, KREMS